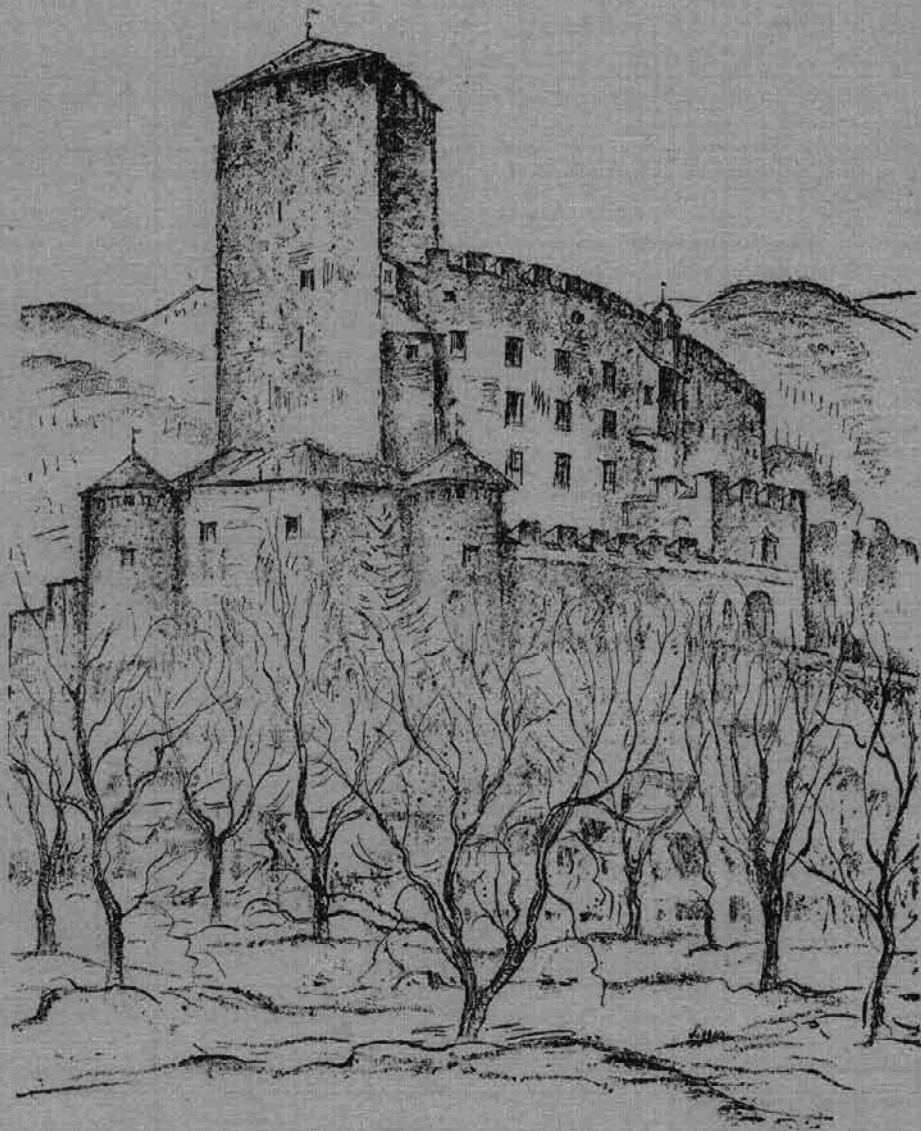


# Osttiroler Heimatblätter



5. Jahrgang 1928.

Fänner—Feber, Folge 1.

**Redaktion:** Schriftleiter Andrae Wlller, Lienz.  
Alle redaktionellen Beiträge und  
Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der  
„D. S.“ in Lienz, Osttirol, Postfach 22.

**Verwaltung:** Alle geschäftlichen Zuschrif-  
ten und Sendungen, wie  
Neubestellungen, Adressenänderungen und Geldsen-  
dungen bitten wir zu senden an die Verwaltung der  
„Lienzer Nachrichten“, Lienz, Postfach 22.

**Bezugspreise:** Jahresabonnement (8  
Nummern) einschließlich  
Postzusendung und Verpackung, jedoch ohne „Lienzer  
Nachrichten“ 8 Schilling, mit denselben 9 Schilling  
Für das Ausland die doppelte Gebühr. Einzelnum-  
mer 40 Groschen. Zur Beachtung: In Osttirol können  
die „Osttiroler Heimatblätter“ nur mit den „Lienzer  
Nachrichten“ bezogen werden.  
Anzeigen haben in den „Osttiroler Heimatblättern“ Erfolg.

## Zeiger:

Zum 70. Todestag Beda Webers. / Von Dr. P. Adelgott Schatz O. S. P.

In der Bußzeit.

Matreier Passionspiel.

Einer von uns. / Von E. Angerle. / 1. Das „Fahrbuch der Kirchenrechnungen“. / 2. Fromme  
Sage. / Aus Lehrer Jakobers Heimatbuch. / 3. Die Pfaffin. / Aus Lehrer Jakobers  
Heimatbuch. / Wie Sagen entstehen.

Ein alter Fund- und Grabungsbericht von Agunt. / Von Oberforcher.

Don Burgen und Schlössern. / Laurin.

Lustiges und Leidiges aus dem hintersten Deferegggen. / Von D. Unterkircher.

Schreiben und Kochen. / E. A.

# Tiroler Bauern-Sparkasse, Zahlstelle Lienz

(B a u e r n h e i m)

ist pupillarsicher wie alle anderen Sparkassen  
und daher für alle Einlagen, insbesondere zur  
Veranlagung von Mündel-Geldern u. Kauttionen  
bestens geeignet. Sie besorgt auch alle sonstigen  
Sparkassen-Geschäfte.

Tiroler Genossenschafts-Ver-  
band reg. G. m. b. H. Innsbruck,

Niederlassung Lienz, (Bauernheim)

übernimmt von jedermann Einlagen auf Spar-  
bücher und in laufender Rechnung zur bestmög-  
lichen Verzinsung (bei gebundenen Einlagen je

nach Oröße und Erlagsdauer besondere Sätze),  
besorgt die Einlösung von Zinsscheinen (Ku-  
pons) und verlostem Wertpapieren, die Einzie-  
hung (takasso) von Wechseln, Schecks, Anwei-  
sungen u. dgl.

überprüft verlosbare Werte nach den Ziehungen,  
kauft und verkauft ausländisches Papier- und  
Markgeld, sowie in- und ausländische Wertpa-  
piere, besorgt Erneuerungs-Scheine und neue  
Zinnscheinbogen.

übernimmt Wertpapiere, Dokumente, Schmuck  
und sonstige Wertsachen in Verwahrung und  
Verwaltung. Vermietet Schrankfächer in Stahl-  
panzerkassen gegen mässige Gebühren.

## Die Agrarbank für die Alpenländer

unterhält in Lienz (Bauernheim) eine Zahlstelle, welche sämtl. Bankgeschäfte  
besorgt.

# Osttiroler Heimatsblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

5. Jahrgang.

Jänner-Feber 1928

Seite 1

## Zum 70. Todestage Beda Webers.

Von Dr. P. Abeltgott Schnig O. S. P.

Am 28. Februar werden es gerade 70 Jahre, daß einer der hervorragendsten Geister und Schriftsteller Deutschlands den irdischen Schauplatz seines Wirkens verlassen hat. Geboren zu Lienz im Pustertale am 28. Oktober 1798, empfing Johann Weber zuerst von seinem Vater, der in der Jugend eine höhere Schule besucht hatte und dann in der von den Franziskanern geleiteten Schule seiner Heimat den ersten Unterricht. Zum Jüngling herangewachsen, erlernte er aus eigener Wahl in drei Jahren das Schusterhandwerk. Erst als fertiger Geselle begann er auf dringenden Rat des Franziskaners Klemens Spielgraber, mit dem er an einem Karfreitag zusammentraf, die Gymnasialstudien in Bozen. Nachdem er diese unter der Leitung der Franziskaner in vier Jahren vollendet hatte, wollte Hans in den Kapuzinerorden treten, aber seine schwache Gesundheit verhinderte die Ausführung des Vorhabens. Lungkrank und von den Ärzten bereits aufgegeben, studierte der willensstarke Jüngling dennoch an der Universität in Innsbruck durch zwei Jahre Philosophie; mit besonderer Vorliebe betrieb er das Studium der altklassischen Philologie und der neueren Sprachen. Hierauf trat Weber, da sich sein Gesundheitszustand gebessert hatte, ins Stift Marienberg und erhielt da zugleich mit dem Kleide des hl. Benedikt den Ordensnamen Beda. Im Noviziatsjahre widmete er sich neben den klösterlichen Übungen auch der Lektüre des Plato, Homer, Fesnelon und anderer alter und neuerer Klassiker und Kirchenväter. Am 21. Oktober 1821 legte er die feierlichen Ordensgelübde ab und wurde am 18. September 1824 zum Priester geweiht. Die theologischen Studien hatte er zuerst in Innsbruck unter den unkirchlich gesinnten Professoren Bertholdi und Feilmoser gemacht, deren verderblichen Grundsätze jedoch in den folgenden Jahren in Bozen und Trient berichtigt wurden.

Nachdem P. Beda kurze Zeit in der Seelsorge gedient hatte, kam er 1826 nach Meran, wo er durch 20 Jahre neben den zwei gelehrten Mitbrüdern P. Pius Singerle und Albert Jäger als Professor

tätig war. Inzwischen suchte er kurze Zeit hindurch Abwechslung als Kooperator zu St. Martin, wo er das Material für die Geschichte des Tales Pustertal zusammenstellte. Auch als Professor half P. Beda viel in der Seelsorge aus und wurde besonders als beliebter und gewandter Prediger gesucht. Im Schulfache tat er sich so sehr hervor, daß er nach Sigmaringen zur Reform der Studienanstalt dasselbst berufen wurde.

Im Sturmjahre 1848 wählte der Meraner Bezirk den Professor Beda Weber in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, wo er durch seine hervorragende Erscheinung und Begabung so imponierte, daß man ihm dasselbst die erledigte Stadtpfarre anbot, mit welcher auch die Würde eines Domkapitulars der Diözese Trient verbunden ist. Hier in Frankfurt wirkte nun Beda Weber zehn Jahre lang durch Wort, Tat und Schrift für die Hebung katholischen Lebens, nicht nur für seine eigene große Pfarrei, sondern auch für ganz Deutschland.

Beda Weber galt als einer der geistreichsten Schriftsteller damaliger Zeit; er durchlebte ein reiches inneres Seelenleben und machte im Laufe der Jahre gar manche Wandlungen durch. Seine frühere, oft romanhafte und phantasievolle Lebensauffassung wurde in Frankfurt, wo er unter billigeren Erfahrungen seinen schweren Seelsorgspflichten leben mußte, nach und nach geläutert und völlig geklärt. Der Stadtpfarrer von Frankfurt war nicht mehr der übersprudelnde Geist vom Jahre 1848, sondern wurde zum gereiften Manne, zum prinzipientreuen Charakter, der alle seine Kräfte, auch seine Feder, in den Dienst der Kirche stellte. Aber diese innere, unter dem Drucke damaliger Zeitumstände und der Treulosigkeit mancher Freunde sich vollziehende Umwandlung erschütterte frühzeitig die scheinbar kräftige Gesundheit des willensstarken Mannes und machte abermals den Keim des Siedtums in seiner Brust. Aber trotz der Kränklichkeit arbeitete Weber unermüdet fort, bis ihn der Tod aus dem rastlosen Kampfe des Lebens erlöste. Noch hatte der Pfarrer

am Freitag, 6. Februar 1858, in der altberühmten Bartholomäuskirche in Frankfurt, wo so viele deutsche Kaiser gekrönt worden waren, mit gewöhnlicher Meisterschaft eine ergreifende Fastenpredigt gehalten. Sonntag darauf verkündete ein Priester von der Kanzel der Pfarrkirche aus an die zahlreich versammelte Gemeinde den plötzlichen Tod ihres trefflichen Seelenhirten. Lautes Schluchzen und Weinen ging durch die Kirche. Und wo immer in gebildeten Kreisen Beda Webers Tod besprochen wurde, bedauerte man den Verlust eines hervorragenden katholischen Priesters und Schriftstellers.

Beda Weber war ein echter Sohn der Tiroler Berge; in jeder Hinsicht eine stattliche, imponierende Erscheinung, verschlossen und derb, sogar abstoßend, barg er unter einer rauhen Schale einen goldenen Kern; er zeigte sich mit Keinesgleichen nicht nur gewandt im geselligen Verkehre, sondern sogar als edlen Gemütsmenschen, dessen ganzes Wesen und Wirken im Grunde die reinste priesterliche Nächstenliebe atmete. Bei seinem wahrhaft männlichen Charakter entsagte er bereitwillig den Bequemlichkeiten und Genüssen des Lebens und entwickelte, getragen

auf den Fittichen des Opfersinnes, als Beichtvater, Prediger und Schriftsteller eine bewunderungswürdige Tätigkeit und Arbeitsfreude. Sein Wahlspruch war: „Rastlose Tätigkeit ist Leben und begründet Leben; Gott sei darin unser Vorbild.“

Die große Bedeutung Beda Webers würdigten nicht nur die Akademien der Wissenschaften in Wien und München, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede erkoren, und Sr. Majestät Kaiser Franz Josef mit dem ganzen kaiserlichen Hause, sondern unter anderen die Stadt Meran, wo er den schönsten Teil seines Lebens vollbrachte. Eine Straße dieser Stadt wurde nach ihm benannt und eine gelungene Büste Webers erfreut die fremden Gäste in den Anlagen der Gils-Promenade. Nehulich ehrte Webers Vaterstadt Wien ihren großen Sohn und zuletzt setzte ihm Professor E. Wackernell in Innsbruck ein herrliches literarisches Denkmal\*) und sein Buch schließt mit den Worten: „Und wenn die Menschen je seiner vergessen sollten, werden noch die Steine des Frankfurter Kaiserdomes sein Lob verkünden.“

(„Benediktus-Vote“.)

\*) Beda Weber 1795 - 1858 und die tirolische Literatur 1800 - 1846. Innsbruck, Wagner, 1903.

## In der Bußzeit.

Untenstehendes Lied ist, wie mehrere der in den früheren Jahrgängen veröffentlichten Krippen- und Hirtenlieder, einem mit 1768 gezeichneten Chorbuche entnommen. Das Buch enthält mehrerlei Handschrift und erst im jüngeren Teil vereinzelt Notensätze. Als „Besitzer dieses Buches“ ist eingetragen: Josef Sint, Goll zu Anras. Der erste Schreiber und Besitzer gehörte dem Sängerkhor zu Unterolanz in, zeichnet als Franciscus Haidacher und vermerkt am Rande der ersten Seite klein und unschön, anno 1768 mo natus est Joann. Haidacher. Wohl Vaterfreude, die sich im lieben Buche verewigte. Es wäre lockend, die Lieder in der alten Rechtschreibung zu bringen; sie verlieren durch den Angleich; aber wir haben auch Leser, die auf Mercantes' eh' nicht gut zu sprechen sind und sich der Milde des Buchstabierens schon gar nicht unterziehen mögen; denen zulieb das Gewand von heute. Es wäre noch lockender, so ein schönes altes Lied einmal in der schönen alten Schrift den Heften beilegen zu können, dieser schönen alten Schrift, die selber schon Poësie war, aber es tragt's nicht, und das ist Prosa.

O Jesus, treuer Hirt,  
sieh' mich verlorenes Schäflein!  
hast Leib und Leben geben hin,  
daß ich dir würd zum Gewinn.  
Kein Mensch also geliebet hat,  
wie du, o Jesus, in der Tat,  
weil aus dein' Tod nur mir  
das Leben ist entsprossen;  
denn ich der schwarzen Wölfe Schar  
zum Raub gestellet war.

Gesuchet hast du mich  
und endlich auch gefunden.  
Durch Bitterkeit, Schmerz, Streich und Tod  
hast mich errett', o Gott;  
wo ich doch selbst geirret hab  
und bin gewichen von dein' Stab  
auf die verbotnen Weg,  
darum ich wohl verdienet hab,  
daß mich ergreif' des Wolfes Zähn',  
weil ich dich nit erkenn.

Dein' Lieb war noch nit g'nug,  
daß du für mich gestorben.  
Weidest sogar, o höchstes Gut,  
mich mit dein Fleisch und Blut.  
Der Englen Schutz und deine Guad  
sie mir zur Wacht gestellet hat.  
Die reine Quell der Buß  
hat sie auch aufgestoßen.  
Ich armes Schäflein bin nicht wert,  
zu sein in deiner Herd'.

Doch weil du dies getan,  
o treuer Hirt, darumen,  
daß ich soll folgen deiner Stimm,  
die ich so oft vernimm;  
und daß ich hätt' die Himmelsweid'  
zu meinem Guast in Ewigkeit,  
so lauf ich zu dem Quell.  
Die Wölfe: Welt, Fleisch und Teufel  
will flieh'n, tun was ein Schäflein ziert,  
vor dir, o treuer Hirt.

Künftig will ich allzeit  
schneeweiß bei dir verbleiben,  
in deiner auserwählten Herd'  
solang mein Leben währet.  
Will nit mehr irren in den Wald.

weill du so teuer hast bezahlt  
den Irrgang meiner Sünd.  
Dein Willen will erfüllen  
bis ich, o mein Hirt, dich anschau  
dort in der Himmelsau.

## Dom Matreier Passions-Spiel.

In der guten alten Zeit hatte, wie z. B. Leisach und Birgen, auch Matrei sein „Spiel“, eine Passion. Seit wann sie aufgeführt wurde, wer sie schuf usw. sind zur Zeit noch ganz offene Fragen. Bislang schien überhaupt nichts mehr vorhanden, als die Ueberlieferung, daß es vor grauen Zeiten ein Passionspiel in Matrei gab. Nun hat Frau Rosa Chedina-Fernter, unsere getreue Matreier-Mitarbeiterin, in einem Bauernhause in Matrei-Land eine der Rollen ausfindig gemacht, die des dritten Juden. Sie folgt hier in getreuer Niederschrift und im Durchlesen sagt sich wohl jeder, daß sie sehr echt sei und daß das Matreier Spiel den bis nun bekannt gewordenen Texten dieser Art und Zeit geschwisterlich nahe gestanden zu sein scheint. Wären diese alten Spielbücher nicht leider größtenteils in Verlust geraten, es ergäbe sich wohl mancher Zusammenhang, den wir so nur schattenhaft ahnen. Umfomehr sind wir daher denen verpflichtet, die retten helfen, was zu retten ist. Frau Chedina-Fernter hat uns aber nicht nur die Rolle des Juden zugänglich gemacht, sondern fügt noch ein köstlich Matreier Stücklein bei. Wenn es wahr ist, daß man „wiltiger“ die besten Witze macht, dann müssen die Matreier um die Wende des 18. ins 19. Jahrhundert auf ihre Obrigkeit sehr wütig gewesen sein, denn sie erzählen den Hingang ihres Passions-spieles nach Mitteilung Frau Chedinas so: Man war gerade beim letzten Akt. Christus hing am Kreuze, Judas hatte sich eben erhängt, und der Teufel raste kettenklirrend über die Bühne, den Judas mit Leib und Seele zur Höllenfahrt zu holen. Dem Leibe war das besonders not, denn er kam bei der Gelegenheit vom Stricke los. Nun stolperte in der Eile der Teufel über seine eigenen Füße, brach sich das Genick und war hin. Für den erhängten Judas kam also kein Retter und so war der auch hin. Vor Schreck darüber traf Christus am Kreuze der Schlag und er gab seinen Geist auf. Und so war auch das Passionspiel hin.

Die Wütigkeit der Matreier Passionspieler wird ungefähr verständlich, wenn man vom wirklichen Hingang des Volksspielles liest. Koop. Karl Maister gibt darüber folgenden Aufschluß:

Das Ende des Matreier Passions-spielles fällt den im Matreier Pfarrarchive hinterlegten Akten zufolge mit dem erzbischöflichen Verbot der Passions-spiele und Karfreitagsprozessionen überhaupt zusammen (Generale vom Jahre 1768). Vorgekommene „Musik“, die fortschreitende Empfindlichkeit gegenüber den alten, oft wirklich starken Texten und wie man sich leicht denken kann --- der hergebrachten

Darstellungsweise und freilich auch die absolute Poetislosigkeit des Geistes der Aufklärungszeit, der nur auf das Praktische, Nüchterne eingestellt war und alles andere zu unterdrücken strebte, diese 3 angeführten Gründe rechtfertigen wohl das Generale von 1768 (d. h. jenen für den gesamten Bereich des Erzbistums gültigen Befehl). Die Matreier -- Blasius Obermayer und Konforten -- baton noch 1772 „vor nächstköniglicher heilliger Marter Woche“ um die Erlaubnis, „in dem Markt allhier auf offenem Platz gleich den vorigen Zeiten das Passions-spiel zur Ehre u. Liebe Gottes abhalten“ zu dürfen; die Bitte war, da Pfarrer Eder sich nicht mehr getraute, die gebetene Erlaubnis zu erteilen, an den Erzpriester in Gmünd gerichtet; er gab das Gesuch an das salzburgische Konsistorium weiter, welches unterm 20. März 1772 entschied: man habe sich „bezüglich der Passionsproducierung“ auch in Matrei an das Generale von 1768 zu halten. Ein Dekret vom 12. März 1779 zeigt, daß man sich nicht allerorts an die ergangenen Befehle hielt, denn es wurde das erwähnte Generale mit aller Strenge in Erinnerung gebracht und namentlich die Teilnahme verkleideter Personen an den Karfreitagsprozessionen ausdrücklich verboten. In Matrei beschied man sich scheinbar endgültig mit dem Verbot von 1772. Als aber nach Kaiser Josefs II. Tod einzelne der von ihm eingeführten Reformen und Verbote durch seinen Nachfolger Leopold II. auf Drängen des Volkes und der Geistlichkeit fallen gelassen wurden, meinten auch die salzburgischen Matreier, von ihrem Landesherren, Erzbischof Hieronymus Colloredo, die Aufhebung des Verbotes der Passions-spiele erreichen zu können. Unterm 9. März 1791 wandten sich vier Männer vom Gerichtsausschuß ans Konsistorium mit der Bitte, „die Passionskomedi“ neuer wieder aufführen zu dürfen; früher sei sie „durch die Boreltern auf öffentlicher Schavine freien Plaktes in der hl. Charwoche“ vorgestellt worden, seit 21 Jahren aber hätte das Spiel unterbleiben müssen. Nun aber sei es der Wunsch der sammentlichen Gerichtsgemeinde, es möge wiederum gestattet werden; auch würde die Jugend durch solche Uebung von anderweitigen ausschweifenden Lustbarkeiten abgehalten werden.

Die Konsistorialantwort hierauf (20. April ds. Js.) mag für die Freunde des Spieles eine unliebsame Ueberraschung gewesen sein: „Nimmermehr hätten wir geglaubt -- ja hieß es im Dekret, -- daß dies (d. h. das Passions-spiel) der Wunsch einer ganzen Gemeinde sein könne, aber daß im Christentum gut erzogene und gebildete Männer nicht von

selbst einsehen würden, wie wenig anständig, wie entehrend und ungeschicklich es nach unsern guten mehr geläuterten Begriffen sei, das Heiligste unserer Religion und unserer Erlösung auf die öffentliche Bühne zu bringen und da mit dem gekreuzigten Welt-erlöser spielen zu wollen.

Euch, Pfarrer, tragen wir auf, einigen der bescheideneren Männer aus der Bürger- und Bauernschaft dies begreiflich zu machen, ihnen, damit sie das Nämliche auch ihre Mitbürger und Bauern lassen lehren, ernstlich zuzusprechen und bei jeder Gelegenheit eure Gemeinde auch zu mahnen und zu ermahnen, daß Religions Handlungen nicht in ungeschicklichen allzu materiellen Vorstellungen gesucht werden müssen, sondern daß nur Heiligkeit des Ortes, fromme Stimmung der Herzen und anpassende von der Kirche vorgeschriebene Gebräuche unsern Glauben wecken und uns zu andächtigen Betrachtungen führen sollen.“

Das war eine kühle Antwort auf die Bitte um Gewährung des heißersehnten Spieles, das also wohl tatsächlich um 1770 zum letztenmal wird aufgeführt worden sein!

(M.-Maireier Pfarrarchiv XXVI, B 6 u. 40 S. 69.) Wie sehr Zeiten und Anschauungen sich ändern, zeigt das Ausblühen der Passionsspiele in Briglegg, Inzing, Thiersee, Erl usw., ganz abgesehen von Oberammergau.

Und nun der Text:

### Dritter Jud.

Am Dehlpurg

Dich zue fangen khon

Greiffst woggs zue ond pindet in fest /  
Das er onß nit wider Entgeth zulest /

alle samdt erschrockt

Es Truog in dieser Boffen nit ein /  
Desto böher sein wir gefallen deim /  
Wier haben Bier die Khunst außgethon /  
Wilst Maister sein so gehe darson /  
Hast weit ond Brett, sonst prophezeit /  
Und nber sichst das unglich heunt /

genueg zu drinckhen hob

Ziecht in durchs wasser hin und heer /  
Er würt vergöffen sein falsche Lehr /  
Wo seindt die 12 fischer, Khnecht /  
ist Khainer da der dich versecht /  
Last in Jetzt wieder einmahl auf stehn /  
Secht er ist drunckhen\*) Schon nit Mehr gehn /

Erbarmet sich nber dich

Suy Kherl du Muht Noch weiter Märschirn /  
Mueßt heint oder Morgen dein Löbn verlern /  
Darfür hilffst Rhein Rauchn noch beten /  
Wilt ainer nit, Mueß dich der ander verspottu /

\*) trunken.

heint Noch einmal lustig werden

Großer Prophet Thue onß weilsagen /  
Welcher hat dich das Erste mahl geschlagen /  
Am Palmz Lug hat man sich vor vier geneigt /  
Dier grosse ehr ond Respec erzaigt /

Des Königs salbung an

Woz solst du onser Khönig sein /  
En schäm dich in das Herz hinein /  
auf dein erdichtes Bett reich /  
Reimmen sich solche Vackhen streich /

das Erste mahl geschlagen

Ach onser Khönig ist gar still /  
Er Last sich hidlen wie mann will /  
Darumb Last den Horn schall ergehn /  
Macht es aber das erk Mueß verstehn /  
das dich onser fest Mußig Sey /  
sag ob nit dich Slickht Rey /

Wie so mledt ich bin

Saislung.

Ich will mich auch an in richten /  
ond will in den pugel recht abschlickten /  
Ich Mag es auch Nitmer erharn /  
Darum wol sich ein ander auch nit sparn /

Christus salt nider zur Erden

hast die glider genueg gestranzet /  
Fauler Ehl mach Dich auf /  
gelt die sporn mach dich Lanzen /  
Fort mit mier an Gridtsblaz Lauff /  
Dorth mueßt du verehret werden /  
als der größte Manarch auf Erden

Erännung

sonst abfallen wider

Guldiget dem Khönig du Juden Hauff /  
Er sikt und hat die Crann\*\*) Jetzt auf /  
Sy geth in Tleff ins Hautt hinein /  
Niemandt würtly in Leichtlich greiffen drein /

war in Regsten Moß

Folg mier nach Brueder Dieg die Khnie /  
Lehrnß hast duß vor gelernet nit /  
Saag Khönig aller Ehren werth /  
Weill dir das Jüdisch Reich Beschertt /  
so schickhe dich sein höfflich drein /  
Und Laß onß hier Bewolchen sein /

Kreuztragung.

solst haben ein gueten gwin

Du Bist für war ein Rechter Hand /  
Man Khents Bey deinem weissen Klayd /  
weil du nit wilt glauben an unsern Gott /  
so hilffst Creiz Tragung zu ainer Spott /

\*\*) Crann = Krone.

## Ereißigugn.

Lang geblagt genuag

Brueder Eß feld weit vom Loch /  
 Du Mueßt wol bößer ziehen Noth /  
 Setzt will es das Loch schier erraiden /  
 Wölke in anhößten mit Khlöckhen straiden /  
 Nun reich mir heer dein Rechte Handt /  
 mit der du vil wunder gewürcht im Landt /  
 Mit oinen Nagl wier sge durch schlagen wölln /  
 Darmit dein Zauber Kluust zu stölln /  
 Setzt wollen wier zur Lingen greiffen /  
 den Hammer heer mit den breiten Reiffen //

das es Euch nit Ken

Secht wie hat er getrauth auf Gott /  
 das Er mueß Leiden ein solchen spott /  
 Bist Du Gottes sohn so Steig Herrab /  
 so Khönnen wier sagen das dier dein Vater geholten  
 hat /

Nimbl ein schwaamb ond spricht

Dirst dich so sehr nimb mein Khundt /  
 da hast ein Labung für dein Munt /  
 Laß dier den Trunch wol schmöckhn /  
 Sohin Trinckh Nägl Wörmuthwein /  
 so ich dier Balt will schenckhen ein /  
 so dierß nit will ercklöckhen.

## Einer von uns.

E. Ungerle.

Am 26. April 1908 starb zu Oberlienz der dortige Lehrer Franz Jakob. Die Gemeinde hält ihn noch in ehrendem und geeignetem Andenken. Das Totenbildchen sagt von ihm, er habe seinen schönen Beruf als Lehrer voll erfasst und treu erfüllt, habe auch mit regstem Interesse die Heimatkunde gefördert.

In der Einleitung schildert Herr Jakob Oberlienz zunächst als klosterlichen und dann als den ehrwürdigsten Boden der ganzen Gegend. Dies darum, weil nach Staffler und Volkstradition hier die erste Pfarrkirche der Gegend gestanden sei. Nach einigen Bemerkungen über die große Feuersbrunst und den Bergsturz, sowie den Bau der neuen Stadtpfarrkirche und deren Einweihung führt Herr Jakob eine Urkunde von 1308 an, in welcher die Kirche von Oberlienz als vorzüglichste Filiale der Pfarrkirche genannt sei.

## Das „Jahrbuch der Kirchenrechnungen“ in Oberlienz.

Auf wieviele Seiten der Heimatsforschung sich Herrn Jakobs Arbeit im genaueren erstreckte, ob vielleicht Aufzeichnungen dieser Art noch in seiner Familie oder im Schularchiv geborgen sind, ist mir nicht bekannt. Was mir vorliegt, sind hundertfünfzig engbeschriebene Seiten eines Großoktabandes, in welchem Herr Jakob mit nichtlich begeisterten Fleiße alles zusammentrug, was ihn Pfarrenrechth, Tradition und eigenes Erleben zunächst über die kirchlichen Zustände der Pfarrei Oberlienz erfahren ließ. Das Werk geht aber über obigen Titel im Inhalt weit hinaus, zumal in zweiten Teile, und hieße vielleicht besser „Jahrbuch der kirchlichen Angelegenheiten“. Als kritischen Forscher von Methode brauchen wir den schlichten Dorflehrer ja gewiß nicht anzusprechen; wohl aber erweist sich Blatt um Blatt der kluge Spürsinn des Heimatkundlers, eine seltene Gradheit und Biederkeit, und ebensoviel herzliche Freude an allem Rechten und Schönen, wie ehrlicher, jorniger Abscheu vor Lässigkeit, Dummheit und Roheit. Besonders temperamentvoll wird er, wo er über die „Verstümmelung und Verwüstung“ der Oberlienzener Pfarrkirche klagt, die in ihrer einstmaligen Schönheit vom Volksmunde der Kirche in Heiligenblut verglichen und demselben Baumeister zugeschrieben worden sei und „bei deren Beschauung man nun weinen möchte, wie Jeremias beim Anblick der Stadt Jerusalem“.

Dann spricht er über den rein gotischen Bau der alten Kirche, die zu einem bedeutenden Teile aus Luffquadern aufgemauert war. Dann eben klagt er bitter, nicht über die Wut der Elemente, die der Sage nach in zwei Bränden das Heiligthum verwüsteten, sondern über den Unverstand und die Barbarei der Menschen; im 18. Jahrhundert seien die schönen Gewölberippen, Fensterkreuze und Rosetten herabgenommen und nach Italien verschleppt, die Fenster der Spitzwölbungen beraubt, die Hohlleisten ausgefüllt und die alten Kunstgemälde zerstört worden. „Man ist fast versucht, zu denken, daß nur zur Strafe für diese an der Kirche verübten Greuelthaten dieselbe auch noch eingestürzt werden mußte, als 1809 die Franzosen hier hausten. Ein Augenzeuge, der nicht floh und den Franzosen zusah, erzählt, daß die Kirche nicht habe Feuer fangen wollen und da hätten die Soldaten vom Mesmerhause Strah geholt und hinter dem Altare aufgehäuft, worauf der Frevel gelang.“

Das treue Mähen der Pfarrgemeinde, das verwüstete Gotteshaus trotz der „betäubten und armseligen Zeiten“ wieder instand zu setzen, fällt, soweit möglich ins einzelne verfolgt, die nächsten Blätter. Aber immer wieder einmal klagt Lehrer Jakober dazwischen, daß alle Opfer an Geld und Mähe nicht imstande waren, die Kirche auch nur entfernt zu dem zu machen, was sie einstens war. „Es muß wohl“, vermutet der Autor, „die erste Kirche vom Adel erbaut worden sein; dem Volke hätten sowohl Mittel wie Einsicht zu einem solchen Kunst-

werke gefehlt. Immerhin, die Pfarrhirten und ihre Herde leisteten, was möglich war, das weisen Jahr um Jahr die Kirchenrechnungen.

Es möge hier ein Abschnitt aus Jakobers Arbeit wörtlich Stelle finden, als Beleg für die lebendige Schilderkunst des Schulmannes und Chronisten. „Am 9. Juni 1864 um halb sieben Uhr morgens trat die schreckliche Katastrophe ein. Der Turm begann auf einmal zu wanken, als wolle er auf die Kirche stürzen, brach aber im nächsten Moment plötzlich in sich selbst zusammen. In Zeit einer halben Minute war er eine Ruine. Der Mesner hatte gerade vorher die Uhr vergeblich in Gang zu bringen versucht. Sie war erst im vorigen Jahre angeschafft worden und ein gutes Werk. Der Mesner konnte sich die an diesem Tage eingetretene Störung in der Zeitleitung nicht erklären. Er besprach diesen Umstand gleich darnach mit einigen Nachbarn und diese alle konnten das Wanken und Stützen genau beobachten. Weit hin war der Krach hörbar. Wer im Freien war, konnte zuerst an der Stelle, wo der Turm gestanden war, nur eine gewaltige Staubmasse sehen. Im Nu war alles, was laufen konnte, auf dem Unglücksplatze. Es war schauerlich! Drei neue Glocken waren zerbrochen, die Uhr total zerquetscht. Beschädigt wurde niemand, was umso leichter hätte geschehen können, als kurz vorher der Hl. Fronleichnamstag gewesen war und ein Begräbnis stattgefunden hatte. Kein Stein fiel über die Friedhofsmauer hinaus; die Kuppel fiel in den Wirtsgarten und der Hahn blieb dort auf einem Birnbaum hängen. Der Dachstuhl der Kirche wurde im Presbyterium um eineinhalb Schuh hinausgedrückt. Man fürchtete im ersten Schrecken den Einsturz der Kirche, plünderte das Allerheiligste, die Altäre usw., stürzte das Gemölde und sperrte die Kirche von Gerichtswegen ab.“

Die Berichte über Gutmachung dieses neuen Schadens, weitere Ausstattung des Gotteshauses und dabei vorfallende Episoden füllen in sorgfältiger Genauigkeit noch manche Seite.

Mit einem kleinen, sinnigen Vergleich schließt Lehrer Jakob der erste Hälfte seines Buches: „Das katholische Gotteshaus ist eine Station und eine sichere Zufluchtsstätte auf der weitesten und gefährlichsten Reise. Man baut Eisenbahnen zur Hebung des Verkehrs und es kostet ein kleiner Bahnhof, ja eine Haltestelle, mehr als eine Dorfkirche.“

Der zweite Teil beginnt mit einem Auszug aus dem Seelsorgsgrenzberichtigungsakte von 1793, dann folgen wiederum Ausführungen über Urkundliches und Mutmaßliches zum Alter der Kirche und Seelsorge Oberlienz und der Filialen, eine Beschreibung des Widuans, Aufzählung der Seelsorger seit Stiftung der Lokalie, Beschreibung der Filialkirchen und der iwa. Gruft neben der Pfarrkirche und ein längerer Aufsatz über „öffentliche und private religiöse Denkmäler“ (Kapellen, Wegkreuze usw.). Eine Reihe von Urkunden-Abschriften, Stiftungs-, Kauf-, Ablassbriefe, schließen sich an, ebenso die Namen und Regierungsdaten der Bischöfe, Erzbischöfe

und Administratoren der Erzdiözese Salzburg von Sankt Rupertus an. Damit wäre Jakobers Werk, soweit es sich auf die kirchlichen Verhältnisse von Oberlienz bezug, vollendet gewesen. Aber das Buch hatte noch viele freie Seiten und so trug der Herr Lehrer hier erstlich noch ein paar Sagen ein, die unsern Lesern schon aus den Heimatblättern und dem Linderbüchl bekannt sind. Dann spricht er über Herenwesen und erzählt dabei kurz die allbekannte Hinterbergler-Tradition von der Pfaifin, die wir unsern Lesern am Schlusse dieser Nummer bieten, bloß als Bitte, daß endlich jemand, dem die Quellen zur Verfügung stehen, das Genauere darüber zusammenstelle. Hieran schließt Herr Jakob eine Abschrift der in den Heimatblättern bereits veröffentlichten Arbeit Pfarrer Flogollers über das Verchtenspringen, das ja gerade in Oberlienz im Schwunge gewesen zu sein scheint. Dabei macht er uns Lienzern folgendes Kompliment: „Das eigentliche Erbe im Verchtenspringen scheinen die Stadtbewohner übernommen zu haben und zwar in der Form der Fastnachtsmaskenzüge und des Wodankultus.“

Die letzten drei Seiten enthalten Notizen über die Beschaffenheit des Judentums der Gemeinde Oberlienz, wobei auch die versunkenen Städte und vergrabenen Schätze zur Sprache kommen. Da schließt der schlichte Heimatforscher so klar und gut: „... an das Vorhandensein dieses Schatzes glaube ich nicht; aber das glaube ich, daß unsere Heimat dem fleißigen Bearbeiter Schätze genug bietet, um ihn glücklich zu ernähren und daß diese schöne Heimat sein eigen nennen und sie lieb haben, auch ein großer Schatz ist. Weil man aber etwas desto mehr liebt, je mehr man Gutes von ihm kennt, so sind vom Schreiber diese Zeilen sich und anderen zum Nutzen niedergeschrieben worden. Man möge Nachsicht haben, es soll nur eine Vorarbeit für etwas Besseres und Vollständigeres sein. Oberlienz, am 12. Dezember 1906. Franz Jakob, Lehrer.“

Besseres und Vollständigeres! Gewiß hätte Herr Lehrer Jakob der osttirolischen Heimatbewegung viel wertvolle Hilfe zu bieten vermocht und wäre in den vergangenen Jahren ein treuer Wegbereiter und Vorkämpfer für sie geworden, doch in weniger als anderthalb Jahren nach obigem Datum hatte er schon die Erdenheimut, die er so liebte, mit der ewigen Heimat vertauscht, der er zeitlebens mit noch viel innigerer Treue gedient hatte. Hätten wir in jeder Gemeinde einen Mann von Jakobers Art und Arbeitsfreude! Es wäre der osttirolischen Heimatkunde und noch anderem Osttirolischen gut!

## Fromme Sage.

Aus Lehrer Jakobers Heimatbuch.

„Eine gar liebliche Sage knüpft sich an die Kirche und den Pfarrbezirk Alt-Lienz.“

Stenlich hoch auf dem an der südwestlichen Seite der Seelsorge sich erhebenden Berge befindet sich



mitten in der Waldung eine große Wiese, die früher bebaut, jetzt fast verwachsen ist (Tschitscher Ede). Da hausten vor Zeiten zwei alte Eheleute, sehr fromm in ihrem Wandel. Sie hielten an Samstagen und Festtagen genau den Feierabend. Auch mitten im Geschäft wurde die Arbeit eingestellt, sobald es zum Feierabend läutete.

Sie gingen dann allezeit am Nachmittage in die Pfarrkirche zur Vesper, ruhten aber, um auf eine Brücke zu kommen, einen großen Umweg machen. Doch durch Gottes Hilfe wurde ihnen der Weg erleichtert; sie stiegen gerade den Berg herunter bis zum Tselkflusse. Dieser teilte sich bei ihrer Ankunft jederzeit und sie konnten trockenen Fußes hindurchgehen. Einst waren sie gerade mit der Fassung einer Heubürde beschäftigt, als es Feierabend läutete. Sie machten ihre Arbeit fertig und gingen zur Vesper. Doch heute teilte sich der Fluß nicht. Da erkannten die Eheleute ihr Vergehen und gelobten oder versprachen, den Feierabend wieder zu halten und so teilte sich in Zukunft auch der Fluß wieder vor ihnen. Ein Freskogemälde oberhalb der rechten Seitentür der St. Andreas-Pfarrkirche stellt diese Sage dar, wurde aber im Jahre 1835 mit einigen anderen durch einen Mauerwurf überdeckt. Das Volk bewahrt die Sage treulich und nennt Leute, mit denen sich solch außergewöhnliche Ereignisse zutragen „Salige“, d. i. Selige.“

Anmerkung: Obige Sage, fast gleichlautend, häufig im süddeutschen Gebiet.

## Die Pfaffin.

Aus Lehrer Jakobers Heimatbuch.

„Der Herenglauben war seinerzeit wie andernorts, so auch im Pustertale sehr im Schwange. Leute von körperlicher und sittlicher Mißgestalt wurden sehr leicht als der Hexerei verdächtig angesehen; besonders gab es eine von Bruneck bis Pienz verzweigte Bande, die als des unbekanntlichen Wesens kündigt gehalten wurde Hagel, Reif und andere Schädigung ward ihren Künsten zugeschrieben. Mehrere wurden eingefangen, in den Kerker gesteckt, gezüchtigt und auch hingerichtet. Besonders der Hexerei mächtig war eine Weibsperson, die Pfaffin genannt, sie wurde eingefangen und zwar in einem unter den Verfolger Feldern im Wald: gelegenen Häuslein, dem Jan-Häuschen, nördlich von der Oberlengzer Brücke am Rinderersteige etwas rückwärts gegen den Marterkafel, wo in einem Tälchen ein Wässerlein entquillt. Die Hexe wurde auf einem Leiterwagen — auf die Erde durfte sie nicht gelassen werden — in das Schloß Bruck gebracht und dort in Verwahrung gehalten. Allein man konnte ihr selbst im Kerker die Hexerei nicht vermehren. Wenn sie nur den Erdboden berühren konnte, war das Wetter, wenn sie wollte, bald da. Die Hexe wurde sodann in einen Kessel getan und dieser zum Ueberboden aufgezoogen, so ward ihre Hexenmacht gehemmt. Endlich starb sie. Jetzt war die Frage, wo man sie begraben sollte. Kein Ort, keine Gemeinde wollte

sie in ihrem Bezirke niederlassen. Was tun? Man kam auf den Gedanken, zwei Röhre an ein Geräde zu spannen, die Hexe damit so weit zu liefern, als die Röhre gehen würden. Dort sollte sie begraben werden. Die Röhre gingen und kamen auf die Höhe des südwestlichen Berges von Oberlengz und wurde der Hexe die Grabstätte zuteil. Es scheint aber, daß sie als Gespenst dort noch wirksam sei. Vielfältig nehmen die Unwetter hier ihren Ursprung und manchmal ergießt sich ein gewaltiger Hagel südlich und nördlich über das Gebirge herab.

Die Gemeinden Glanz und Bannberg werden davon oft hart mitgenommen. Alles das tut sie der Volksmeinung nach aus Rache für ihre Verbannung auf die Bergspitze. Die Spitze führt den Namen „Das Böse Weibele“. Aus dem Leben der Pfaffin werden dem Volke verschiedene Einzelheiten überliefert. Sie soll natürlich mit dem bösen Feinde im Bunde gestanden sein. Einmal hätte sie ein lebendes Kind gebraten und verzehrt. Damit es aber recht lang lebe, habe sie fortwährend kaltes Wasser auf das Herz des Kindes gegossen. Sie konnte statt der menschlichen allerlei andere Gestalten annehmen, um ihre Verfolger zu täuschen oder denselben zu entkommen, wenn sie nur Erde erreichte. Oern hielt sie sich auf den Höhen von Gaimberg auf. Einmal schoß in den Wiesen ein Jäger einen Hasen und hängte ihn an einem Zaune auf, während er weiterer Beute nachspürte. Da der Hase noch Leben hatte, reckte er sich solange, bis er den Erdboden erreichte. Damit war er auch gerettet, und als der Jäger nach dem Hasen sah, war er verschwunden. Das war aber die Pfaffin gewesen, wie sie später gestund, sie hatte sich in einen Hasen verwandelt, um den Jäger zu necken, hätte das aber bald mit dem Leben büßen müssen.

Hoch auf dem Berge fand ein Hirte einen Baumstumpf, obwohl sonst meist und breit kein Baum war. Er setzte sich darauf und hielt seine Mahlzeit, wobei er sein Messer in den Stock einsack. Die Pfaffin war's und hätte er das Messer tiefer eingestochen, so hätte er ihr das Herz durchbohrt.

Einmal kam ein Hirtenknabe hoch auf dem Berge zu einer niedrigen Fichte. Gedankenlos zwar, aber mit allem Eifer schlug er mit seinem Stecken ein Nestlein nach dem andern ab. Nur ein einziges Zweiglein ließ er noch dran. Hätte er auch das abgeschlagen, so wäre es auch diesmal um das Leben der Pfaffin geschehen gewesen.“

## Wie Sagen entstehen.

In Lehrer Jakobers Heimatbuch finden wir Folgendes verzeichnet:

„Am 15. April brach in der Nähe der Kirche beim Oberwegger ein Kaminbrand aus, der infolge des starken Nordwindes die Kirche in die größte Gefahr brachte. Man schrieb die Bewahrung vor diesem schrecklichen Unglücke dem Schutze der Gottesmutter

zu und glaubte und erzählte allgemein folgende Begebenheit: Der Mesner halte einen überaus frommen Knecht. Als dieser am 15. April abends die Anzeichen gegeben hatte und darnach von der Sakristei aus in die Kirche ging, um die Ewige Lampe zu richten, sah er in einem Kirchenstuhl eine schwarzgekleidete Frau andächtig beten. Er wollte dann derselben von der Kirchthür aus die Schließung der Kirche bekanntgeben und ließ sie bis dahin ungestört. Er fand aber die Kirchthür, auch jeden andern Eingang geschlossen. Als er aber die Kirchthür aufschloß und sich wieder umwandte, war die Frau nicht mehr da, sondern verschwunden. Dieses Erlebnis des Mesners, das schon am nämlichen Abend bekannt wurde, wirkte umso auffälliger, als am nächsten Tage wieder in einem Hause in der Nähe der Kirche und des Widams Feuer ausbrach und 1 Wohn- und 14 Futterhäuser einäscherte. Brandstifter waren zwei Kinder, die mit brennenden Fündhölzchen im Stroh liegende junge Hunde peinigten. Das Feuer griff so schnell um sich, daß in den ersten Häusern gar nichts, in den letzten zur Not ein schwerkranker Mann gerettet werden konnte. Weil draußen in den Feldern wurden Düngerstätten in Brand gesetzt und bis gegen Patriasdorf trug der Wind brennende Fegeln und Aschentelle.

Soweit Jakob. Was es mit dem Erlebnis des Mesnerknechtes im Grunde war, dazu wird jeder Leser sich je nach seiner Geistesrichtung seine Meinung selbst bilden, oder die Sache auf sich beruhen lassen. Wie unsere gläubigen Eltern sie auffaßten, sagen ja obige Zeilen. Beide zusammen aber, die Feuersbrunst und die schwarze Frau in der Kirche, das Schreckereignis für alle und die Geistererscheinung für den Einzelnen, geben einen so keimkräftigen Sagenkern, daß man nur wünschen möchte, es hätte sich beides um etliche hundert Jahre früher ereignet und wäre uns dabei so ut-

kundlich genau erhalten geblieben. Dann würde der Vergleich mit der Volkstradition ergeben, inwiefern der Sagenstoff durch die Vielheit des Erzählens umgewandelt, erweitert, bereichert worden wäre. Da wäre die schwarze Frau vielleicht nicht einmal, sondern regelmäßig erschienen, vielleicht nach irgend einer heiligen Zahl, sie hätte gesprochen, gewarnt, gedroht, der unscheinbare Mesnerknecht wäre vielleicht der Pfarrer geworden, die Feuersbrunst hätte das ganze Dorf eingäschert samt der Kirche oder die Kirche allein wäre infolge des Schutzes der Geisterfrau erhalten geblieben. Die Tierquälerei der beiden Bubens hätte sich in irgend ein freudiges Treiben der gesamten Ortsbewohner verwandelt u. dgl., wie wir es aus unsern Alpen sagen und aus der deutschen Sage und der Sage überhaupt immer wieder vernehmen.

Ob die obige Erzählung nun wirklich in hundert und mehr Jahren eine Sage sein wird? Das hängt vom Volke ab. Unsere auch auf dem Lande schon beschwingt gewordene Zeit hat nicht mehr viel für die Geschichten aus grauen Tagen übrig. Und ob unsere Mädchen von heute und morgen einst Großmütter sein werden, die die feine, stille Kunst des Erzählens meistern, will fraglich scheinen. Unsere Winternächte sind ja noch so zaubervoll wie ehe- dem, aber wir selber sind von einer Nüchternheit des Lebens umfungen, daß Frau Sage nimmer gern zu uns zu Hause ziehen mag. Seit wir darauf aus sind, diese alten dunklen Dinge unter die grelle Lampe der Analyse zu legen, fliehen sie uns. Aber wie so die Zeiten wandern und sich färben, drängt sich uns mehr und mehr die Erkenntnis auf, daß doch die Alten mit Sündensalten und ahnungsvollem Herzen dem wahren Sinn des Lebens näher gekommen seien als wir mit Ahselzucken und grübelndem Kopfe.

## Ein alter Fund- und Grabungsbericht von Agunt.

Insp. J. Oberforcher, Innsbruck.

Wie die bei Meyer-Unterforcher „Römerstadt Agunt“ mit Sorgfalt verzeichneten Funde und Grabungen auf dem Schuttkegel der Debant seit dem 16. Jahrhundert beweisen, erfreute sich diese Gegend schon seit Hunderten von Jahren des Interesses mancher Abenteuerer, Schatzjäger. (Auf Grund von Roschmanns Mitteilung in seiner „Fürstlich Görzischen Residenz Stall Pienz u. dero Gegenden, „Östirer Heimatbl.“ 1927, S. 40, ist im erwähnten Werk über Agunt, Seite 37, das Datum zu korrigieren!)

Nachfolgender Bericht eines Pienzer Bürgers aus dem Jahre 1737, der mutmaßlich — seiner Einleitung nach — für Roschmann bestimmt war, wurde nicht nur von Roschmann nicht berücksichtigt, sondern auch von Meyer und Unterforcher übersehen; in ihrem Werke wäre er vor Seite 38 einzuschalten; er folgt, da sein Inhalt auf die Schatzsucht einiger Hottaler-Bauern hinweist und zugleich für die Aus-

grabungsgeschichte von Agunt nicht ohne Bedeutung ist, im Original-Wortlaut:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Sonders giebter H. Bötter, habe von H. Brueder Franz Einzl vernommen, daß der H. Bötter von ein gueten Freund (A. Roschmann?) ersucht worden, daß ich soll Nachricht göben von den Zwerggebäu zu Ruzdorf. Es hat mir selber Seniger hervor 8 Togen selbst zuegeschrieben und gemeldet, daß er von Herrn Bötter gehört, daß ich kunte davon Nachricht göben, und schreibt, daß er solichs einen Herru zu Insprug wolte übersreiben, weis nit, ob selber Herr ihme ersucht, daß er soll nachfragen, oder ob er ihme selbs solichs zueschreiben. Wann Einer wolte darauf sögen auf gar genau Wissenschaft, müßte ich selbst noch böffer von alten Leuten nachfragen was man vor Alters davon gerädt, oder was sie davon gehalten haben.

Ich meinerseits, was ich mit Augen gesehen habe vor ungefähr 10 Jahren Döferögger und Oberlienzner Baur'n ein Kompagnia von 12 bis 14 Baur'n zusammen gestanden, willens den in Berg so genannten Zwerggebäu nachzugraben. Weilen solchs Gebäu auf ein von Land anfangenden aufsteigenden Berg sein Anfang nimbt, also ein Rusdorfer Baur ein Bauacker darauf hat, seind sie mit ihm gleich worden, daß sie solichen Acker haben dürfen übergraben. Sie haben unter Pflueg diesen Acker soliche Pflaster angetroffen, die von gueten Maurermäster als wie ein Estrich gemacht und in selbigen Mästa seind von weißen Föggeten Steinlein in der Größe wie Würfel, gleim'b aneinander eingefügt, bei ein Maister breit wie in einen Kloster ein Kreuzgang ist. Inner denselbigen Kreuzgang ist widerumben ein am andern dergleichen Pflaster gemacht, aber viel schener. Unter den weißen Föggeten weißen würflstein seind blabe Würflstein eingefügt von Zieräten gemacht, und soliches Pflaster ist paliert wie die mährlen Altar seind. Davon habe ich selbe Bauer geböten, sie sollen nur ein Stück ganzer herausbrächen, ich wollte solichs mit schen Holz lassen einfassen und ein kleins Tischl davon machen, ich wollte es bezahlen. Auf mein Begehren haben sie von den schen palierten Pflaster ein Stück heraus gearbeitet und bei einem Baumb aufgelaunt, wöliches hernach durch die züchten Hirtenbueben zertrüchlagen wurden, daß ich kein Tisch mehr davon machen kann. Oben in diesem Acker haben sie tiefer gegraben und von ein Gebäu etwas Gemäuer und von weißen Stein Gefimber ober denen Thürn gefunden, ausgehaut wie die Tischler die Leisten machen. Ober dem Acker habe gesehen ein kleins Gebäu mit 9 Pfeilern, gleich wie die Kögl stehen und ober über kreuzweis gewölbt und die Pfeiler seind mit Farben gefärbt, und das Gewölb ist bei ein halben Mann hoch gewölbt, alda bin ich bei 1½ Maister selbst hinein geschlossen. Oben darauf ist von gebräunten Ziegl ein Dächl gemest und kleine Rindlen darin, daß das Wasser davon abrinnen können, gleich wie die Zimmerleut auf die Lärchendachbröler machen.

Mein Bötter Lackner sagt mir, daß er auch

draußen beim Zwerggebäu gewest als die Baur'n gearbeitet, seind die Baur'n auf 2 Hauptmauern kornben, darzwischen seie ein Ritschen ausgepflastert gewösten wie in einer Stadt, aber etwas kleiner. Darin seie noch Wasser gögen Rusdorf gerunnen. Und über die Ritschen seind von weißen Gips Steinplatten gelögt, gleich wie kleine Flöggen, davon ich noch ein Stückl von ein solicher Plotten bei einer Hand breit in mein Haus habe.

Als ich auf Lienz kornben, ist (hat?) ein Kürschner glöbt, der Hanns geheisen, ein langer Mann. Derselbe hat gesagt, daß er kummal ein Gang im Zwerggebäu angetroffen, und weit hinein kornben, bis er ein Eisenthür angetroffen, so verspörrt, und nit weiter kornben.

Der H. Bötter hat den Baur'n vielleicht gar könn't, oder wenigist hör'n sagen, daß der Baur Bnesenig (Bosfenig?) genannt, große Wissenschaft gehabt und vielen Leuten reichen und arben gedient, indembe, wann einer was verloren, gemüßt zu sagen, wo sein verlorens Guet, oder Vieh seie, und wann solichs noch verhandt gewest, wieder durch sein Angab bekamb. Derselbe hat auch von den Zwerggebäu geröbt, und gesagt, daß große Schatz darinn seie, und der recht Eingang seie zwischen 2 Nidbaumb. Die Baur'n haben ein Zeit gearbeitet, aber in den rechten Eingang nit einkornben und sich wider verwögen, besorgend, es möchte ihnen wie mit andern Schätzen ergehen, so ohne absonderliche Hilf nit zubeikornben. Soviel zu meiner jetzigen Nachricht, wann man mehr oerlangt, müeste (ich) mit alten Leuten röden, was sie davon gehörrt. Etliche sagen, es hätten die frumbe Leute da gewohnt.

Lienz den 15. November 1737. Des H. Bötter dienstwilliger

Anton Migner, Burger."

\* \* \*

Das Schriftstück (Ferdinandeum Innsbruck, Dip. No. 946, unter Manuskripten und Notizen Anton Roschmanns) trägt außen den Vermerk: „Bericht von H. Antoni Migner, Burger, das Zwerggebäu bei Rusdorf außer Lienz betreffend, an H. Joseph Dinssl, Benefizial zu Auskirchen geschrieben. präf. 17. November 1737.“

## Don Burgen und Schlössern.

### I.

Die vielen Schlösser, die überall herum verstreut sind, ganz besonders aber über Südtirol, sind eigentlich ursprünglich nicht gar so friedlich gedacht gewesen, wie sie auf den heutigen Beschauer wirken. Aber der Efeu, der sich um ihre Mauern spiant, der deckt so manches dunkle Mal unter seinem Gewinde zu und schließlich sind ja die eisenklirrenden Raubritter- und Ritterzeiten schon so weit fort, daß von ihnen wenig mehr übrig ist als ein verklärender Hauch von Romantik, der um die alten Ruinen schläft. Und die Sagen und Geistergeschichten, die

durch das Gemäuer huschen oder in bewohnten Burgen nachts über die Treppen feuzen.

Jedenfalls waren es aber weder Romantik noch Geistergeschichten, die mir den ersten unorgelischen Eindruck von einer Burg machten, sonderu die großen runden Kanonenkugeln, die im Hof von Hohensalzburg aufbewahrt werden. Sonst blieb nur mehr irgendein dunkler Respekt vor den gewaltigen und düstern Mauern übrig, die besonders von der Ruffsteiner Festung recht bedrohlich auf mein kindliches Dasein niederschauten. Höchstens von der Ruine Thierberg bei Ruffstein blieb mir ein freund-

liches Bild, weil dort ein Einsiedel hauste, der das Hungerglöcklein läuten mußte, wenn er nichts mehr zu essen hatte. Es tat mir nur leid, daß ich die Thierberger Glocken von daheim aus nicht hören konnte. Der Wallfahrtsort Mariastein war zwar auch ganz interessant, denn die Kirche ist dort ganz oben in einem starken Schloßturme und man muß über ich weiß nicht wieviel hundert Stufen hinaufsteigen. Aber der weite Weg dorthin, besonders wenn ein Kreuzgang war, verleidete mir doch ein gutes Stück der Romantik.

Als mich dann das Geschick ins Burggrafenamt verschlug, da wurde mein Burgeninteresse wohl auf einmal wach. Bald kannte ich alle Burgen von Meran bis Sigmundskron mit Namen. Aber recht viel weiter brachte ich es noch nicht. In die bewohnten Burgen getraute ich mich nicht hinein und unbewohnte waren zu wenig in der Nähe, als daß sie meiner Forschungsmut zum Opfer gefallen wären. Nur die Ruine Malenburg bei Völsan wurde mir bald vertraut und ich wußte bald alle ihre Winkel und Lüden auswendig. Mit gruseligem Schauer sah ich in die Brunnenöffnung im Hofe hinab, weil ich sie für das ehemalige Burgverließ hielt. Und meine Entrüstung, als ich hörte, daß man vor etlichen Jahrzehnten die Fäselung aus den Schloßzimmern herausgerissen und verschürt hatte, könnte heute kaum größer sein als sie damals in meinem Babenherzen war. Von jener Zeit bis tief ins Gymnasium hinein blieb die Malenburg der Schauplatz für sämtliche Rittertalen und Burgenauffäße, die ich zu liefern hatte. Ich wunderte mich nur manchmal, wie in einem so kleinen Vorhof die großen Turniere haben stattfinden können.

In die Ruine Brandis in Niederlana getraute ich mich nur etliche Male mit einigem Zaudern hinein, weil man immer von Mauereinstürzen redete und beim neuen Schloß Brandis wagte ich es kaum, vorbeizugehen, weil hinter dem Gitter immer ein paar grimmige Hunde knurrten. Besser erging es mir im Schloß Goldegg mit seinem freundlichen geschwungenen Pyramidentürmchen, wo ich des öfters meine Entdeckungstouren machte mit einem Mitschüler, der dort wohnte. Auch im Schloß Brunenberg bei Lana hatte ich einen Mitschüler; aber das Schloß, das über einer jähen Felswand den Eingang zur Gaultschlucht bewacht, gefiel mir fast besser von außen.

Von andern Burgen interessierten mich besonders die düstere Leonburg, weil von ihr Lana den Namen haben soll, dann das weinrebenfrohe Leobenberg, weil dort die Arche Noah stehen geblieben sein und der Altvater Noah seinen ersten Weinberg gepflanzt haben soll. Die jähe Fragsburg stand mir zwar täglich vor Augen, kam mir aber nur einmal in greifbare Nähe, als ich mit meinem Vater auf dem Rückweg vom Pfingger einen wahrhaft mörderischen Abkürzungsweg von St. Katharina in der Scharte nach Fragsburg entdeckte. Ragenstein gefiel mir wieder besser von der Lanaer Seite her als in der Nähe und Schloß Forst stand für meine Bur-

genbegriffe zu viel in der Tiefe. Umso mehr gefiel mir die Zenoburg mit ihrem schwindeligen Abfall in die Gilttschlucht.

Daß ich während meines ständigen Aufenthaltes in der Meraner Gegend nie ins Schloß Tiroi hineinschließlich hatte ich das Versäumte doch ein und kam, schämte ich mich ein paar Jahre lang. Aber zwar in hochromantischer Weise. Ich war gerade mit einem guten Freunde von einer Reise nach Venedig zurückgekommen und wir hatten beide mit-sammen in Bozen gerade noch soviel Geld, daß wir den Abstecher nach Meran machen konnten. Dort konnten wir uns bei guten Freunden für die venezianischen Hungertage entschädigen und stiegen schließlich auch zum Schloß Tiroi hinauf. Im Schloßhof war einmal die längste Zeit überhaupt niemand zu sehen und den letzten Rest des guten Humors verdarb uns noch die trasslose Marmorplatte an der äußeren Palasmauer, in der irgendeine ver-rückte welsche Dantegesellschaft jene Terzine aus dem 20. Gesang des Inferno einmeißeln ließ, in der der Name „Tirail“ vorkommt. Und zu all-dem kam schließlich jemand und händigte uns eine welsche Eintrittskarte ein und zwackte mir damit die letzten zwei Lire ab, die ich noch im Sack hatte.

Wenigstens brauchte man für die Aussicht nicht nach eigens zu zahlen, die sich vom Palas aus auftrat. Das ganze überreiche Etztal von Meran bis Bozen scheint durch die romanischen Rundbogenfenster herein, Burgen und Edelsteine ohne Zahl sind über die Weinberghöhen hingestreut, Städte und Dörfer schmiegen sich in die Obstbaumwälder, das scharfe Mendelprofil scheidet schließlich den ganzen Paradiesestraum vom blaßblauen Herbsthimmel ab. Dazu dann im Innern des Saales das Steinportal zur Schloßkapelle mit seinen grotesken romanischen Skulpturen und dann das gotische Innere der Kapelle, all das ließ mich für ein paar Augenblicke die welsche Inschrift und meinen kapuzinerhaften Hosenackel vergessen und in allerhand Hochgenüssen schwelgen. Aber beim Heimweg über den Rückelberg wäre die üble Laune bald wieder gekommen, wenn nicht mein Freund Hans für seine Schulkinder ein paar Kastanien in den Sack gesteckt und sich dann bitter beklagt hätte, daß sie so stachlig seien. Ob er sie wirklich von Meran bis Deferegg in den Sack mitgetragen oder ob er sie schließlich nicht doch im Mellitzwald weggeworfen hat, weiß ich nicht. Auf dem Tappeinerweg machten wir zum Schluß aus, daß wir in 30 Jahren wieder miteinander nach Venedig und auf Schloß Tiroi gehen sollten.

Auf der Fahrt von Lana nach Brixen, die ich etliche Male im Jahre zu machen hatte, boten mir auch die Burgen die beste Abwechslung. Neuhaus (Maultasch) bei Terlan, das Gaultschloß, dann Hocheypan und Bergmont und das schier unübersichtbare Mauerngemirr von Sigmundskron, das waren so meine Stationen, die mich das Heimweh auf der Fahrt ins Studierstädtchen vergessen ließen. Schlim-

mer war's dann schon, wenn sich die stolze Trostburg bei Waidbruck und die Klausener Schlösser Branzoll und Säben zeigten. Wenn dann am Ende Pallaus und Rabok bei Saris auftauchten, dann war mein Burginteresse dahin.

Das Leben in einer Burg konnte ich in den ersten Gymnasialjahren auch kennen lernen, weil damals das Kassianum in der Brigner Hofburg untergebracht war. Freilich waren da der Burgenromantik starke Fesseln angelegt, sogar die schönen Habelins im Rittersaal der Burg waren verhängt; vielleicht war es besser für uns und für den Saal, der anstatt ritterlicher Waffenkunde jetzt als Studiersaal dienen mußte. Aber der große Hofgarten und der Burggraben waren doch auch wieder unbezahlbar, letzterer besonders im Winter als Eislaufplatz.

Fast besser als die Brigner Hofburg gefiel mir eine andere bischöfliche Burg, das Schloß Bruneck. Das war nach so richtig mittelalterlich gelegen, mit freiem Ausblick in die ganze Umgebung und in die winkligen Straßen der alten Stadt. Einmal griff allerdings die Neuzeit ziemlich fühlbar in unsere mittelalterlichen Gefühle. Wir hatten eben an einem wunderschönen Primizvorabend vom Schloßturme aus etliches Feuerwerk losgelassen und wollten durch's Burgtor wieder hinausgehen; aber da standen schon zwei Karabinieri und es hätte nicht viel gefehlt, daß sie die ganze Studentengesellschaft wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit eingesperrt hätten. Meine Begeisterung für Italien stieg wieder um ein Erhebliches.

## II.

An einem wunderschönen Apriltag ging ich am Frühmorgen in Bozen über die Wassermauer gegen Runkelstein. Flieder und Blauregen blühen in voller Frühlingstfreude, aus den Weinbergen glühten die Pfirsichblüten, ein Blühen und Duffen hing über der ganzen Gegend, als wäre ein Stück Paradies hier hängen geblieben.

Auf dieses helle Morgenbild hin wirkte der Weg nach Runkelstein, der von der Sarntaler Straße abzweigt, fast etwas düster und im verwahrlosten Burggraben lag etwas wie ein grollender Rest alten Burgentrohes. Aber der blieb außerhalb des Burgtores. Drinnen war's ganz anders. Rankender Efeu an den Mauern, anheimelnde Winke und gerade dem Eingange gegenüber an der Außenwand des Sommerhauses die Fresken mit all ihrem Sagenzauber. Nur war es still im Burghof; als ob das ganze Schloß noch einmal seinen uralten Traum schlief, den Traum von höfischem Leben und deutscher Ritterpracht. In diese Stille hätte so richtig das alte Märlied heretungepaßt, von dem der Anfang mit Kätel an die nördliche Innenmauer des Hofes geschrieben steht. Aber vielleicht wäre auch das strafbar; denn eine Aufschrift verbietet, daß hier gesungen werden dürfe. Und doch ist das Schloß selber ein steingewordenes Lied . . .

Wenn man so allein durch die Runkelsteiner Räume wandert und die Sagenmotive so recht auf

sich einwirken läßt und die personene Poesie der Fensteritze, wo der helle Bozner Frühling hereinkommt, und wenn man dann dem ungebändigten Gang der Talfer draußen vom Burgfelsen zuhört, dann vergißt man wohl auf eine Stunde die ganze Gegenwart.

Erst als ich wieder drunten auf der Sarntaler Straße einwärts ging, kam mir durch den Straßentaub wieder das 20. Jahrhundert zum Bewußtsein.

Aber bald steckte ich wieder mitten im 12. Jahrhundert, und zwar im buchstäblichen Sinne. Ich stieg nämlich durch den gewaltigen Bergfrit von Schloß Ried auf dessen Zinnen hinauf. Der Bergfrit ist einer der ältesten in Tirol und reicht mindestens ins 12. Jahrhundert zurück (vgl. Weingartner „Bozner Burgen“). Durch seine festen, fast drei Meter dicken Mauern entging er völlig dem Verfall. Insofern werden die Mauern schwächer und bilden eine Stube, in der vor Zeiten der Turmwächter gehaust haben mag, die aber jetzt ohne Dach ist.

Ich setzte mich in eine der Zimmerlücken und fühlte mich ganz als mittelalterlicher Burghüter. Allzu schwer mag das Amt eines solchen auf Schloß Ried ja nicht gewesen sein; denn die beiden einzigen Zufahrtstraßen aus dem Sarntal heraus und am Burgfelsen von Runkelstein vorbei sind bald überschaubar und recht viel weiter sieht man nicht.

Die Burg steht auf einem kleinen Felskopf mitten im Tal, der vor Zeiten einmal eine Talferinsel war. An der Westseite ist jetzt der Boden trocken gelegt und in eine Obstwiese verwandelt, die gerade in voller Blüte stand. An der Ostmauer fließt heute noch die Talfer vorbei. Die Mänge des Sarntales, die man an drei Seiten in ihrer ganzen Schraffheit vor sich hat, machen einen recht traktigen Eindruck und nur nach Süden öffnet sich ein freundlicheres Bild: das Schloß Runkelstein auf seiner steilen Felswand und rechts davon die Aussicht auf den blühenden Bozner Boden und im Hintergrunde die Berge des Unterlandes. —

Als ich dann beim Sarner Zoll nach dem Wege zum Fingeller Schloß fragte, erhielt ich fast die gleiche Auskunft, wie sie Weingartner in den „Bozner Burgen“ aufgezeichnet hat: „Do kemmen Sie mit auf, do isch hoa Weg.“ In Wirklichkeit aber ist es aber doch gar nicht so unmöglich, hinaufzukommen. Das Schloß liegt auf der westlichen Talseite des Sarntales auf einem ziemlich hohen Vorphyrsfelsen an einer ganz unwirtlichen Schlucht. Man kommt von der Straße aus über Geröll und durch allerhand Stauden ziemlich senkrecht hinauf und mit der Zeit findet man mit einiger Phantasie sogar so etwas wie einen Weg, der bis zu den Ruinen führt.

Der eigentliche Name der Ruine, die aus dem beginnenden 13. Jahrhundert stammt, ist nicht mehr bekannt; vielleicht, daß hier die Burg Baldeufstein stand, die man nicht mehr recht aufzufinden vermag. Der jetzige Name ist nur vom nächsten Bauernhof hergenommen.

Die ganze Lage der Burg und ihre vollständig verwilderte Umgebung wäre so ein richtiges Bild für eine Geisterburg. Vor Geistern brauchste ich mich am heilen Mittag allerdings nicht zu fürchten, wohl aber fürchte ich mich, ob nicht aus dem moderigen Laubwerk auf dem heißen Boden nun einmal eine Schlange herauskriechen könnte.

Von den Hauptmauern der Wohngebäude ist infolge ihrer Dicke noch ziemlich etwas erhalten, sogar noch ein hölzerner Balken. Bergfril war von Anfang an keiner vorhanden. Nachdem ich eine Weile im alten Gemäuer herumgestiegen war, entdeckte ich außerhalb der Südmauer eine winzige Felsbank über dem senkrechten Felsen, wo ich mein Mittagsmahl einnehmen konnte. Von dieser Felsbank aus sieht man auch einen kleinen Gedanken von der Bozner Gegend, den einzigen Trostblick in dieser Felsenöde. Auch eine Spur früherer Besiedlung konnte ich hier entdecken: einen oergilbten und verwilteten Zigarettenstummel.

Der „Weg“, der vom Fingeller Schloß nach Knoenstein hinaufführt, ist noch weit halbschwerer als der von der Straße zur Ruine herauf. Stellenweise ist's eine richtige Kletterei, dann wieder ein Urwaldpfad. Aber schließlich stand ich doch auf den Birkenwiesen hinter dem Schloß. Und nachdem ich noch effliche Säure überunden hatte, fand ich auch das Burgtor von Ravenstein.

Das war nun freilich etwas anderes als das Fingeller Schloß. Dort die Zeit um 1200, hier das ausgehende 16. Jahrhundert; dort die trostlose Felsenwilde des Sarnales, hier die stolze Lage auf einem freundlichen Hügel, tief unten der ganze weite Bozner Boden bis weit hinab ins Unterland. Zwar bot die reiche Anlage aus der Renaissancezeit genug Interessantes, aber das schönste am ganzen Schloß blieb doch noch die Aussicht.

Ravenstein, das man vom Tal aus „wie eine weithin schimmernde Krone auf seiner hohen Hügelkuppe in den blauen Bozner Himmel hineinragen“ sieht, verspricht schon von vorneherein eine herrliche Aussicht und hält auch, was es verspricht. Der ganze Südtiroler Frühling lag schimmernd vor meinem Blick. Hier oben regten sich eben erst die Birken und Lärchen aus ihrem winterlangen Schlaf und ein paar Schlehdornsträucher hatten schon ihr Blüten angefangen. Aber an den Hängen, die von Bozen da heraufwachsen, da war schon überall der Apfelblüten Schnee gefallen und überall waren wieder wie flüchtige Rosengedanken die Pfirsichblüten aufgegangen. Dann drunten die weiten, wolkigen Obstfelder, die von Gries nach Sigatundskron hinüberblühen, bis hinauf in die Ueberetscher Burgengegend. — Ja, auf Ravenstein, da möchte ich auch Burgherr sein.

Weit weniger verlockend wäre es, in der Burg Stein am Ritten zu hausen. Es war im Herbst, als ich einmal von Knoenstein herabstieg nach Riffian und als ich von dort aus den Weg suchte zur Burg ruine, war ich in beständiger Sorge, in den mageren Weinbergen am Ende als Traubendieb von irgend-

einem mütigen Käter angefressen oder angebissen zu werden. Aber vor mir waren die spärlichen Trauben alle sicher und ich war froh, als ich mich durch die Weinberg- und Staudenwildnis zu einer Art Weg durchgearbeitet hatte.

Stein am Ritten liegt am Südosthange des Ritterberges, ungefähr in halber Höhe zwischen dem Eisacktal und Klodenstein. Von der Bahn aus sieht man die Burg ganz kurze Zeit bei der Haltestelle Böls am Schlern, aber nur, wenn man von ihrem Dasein etwas weiß; sonst ist sie ganz mit dem grauen Burgfelsen verwachsen und kaum zu finden. Die Lage ist ähnlich wie beim Fingeller Schloß: auf einem hohen Felsen mitten in einer Schlucht. Zu sehen ist von der Burg aus nichts anderes als Felsenwildnis, nur der Schlern, der gerade gegenüber aufrsteigt, mag am Abend einige Hände voll Rosentlicht in diese Steinwüste werfen.

Schon der Zugang zu den Ruinen ist nicht gar so einfach. Das Burgtor liegt hoch über dem Boden und Zugbrücke gibt es keine mehr. So muß man schon zur Vorburg einen kleinen Kletterumweg machen, bis man durch eine Mauerbrücke hineinkommt. Will man dann zum höchsten Teil der Burg gelangen, so ist eine weitere Kletterpartie nötig. Von der ganzen Innenanlage ist noch am besten eine tiefe Brunnenöffnung erhalten; von den Mauern ist auch schon viel in die Tiefe gestürzt oder längst zusammengefallen.

Sit das 13. Jahrhundert war die Erbauung dieser Burg eine gewaltige Leistung; denn Substruktionsmauern, wie sie hier lief über die Felsenwände hinabreichen, findet man auch heute noch nur bei den kühnsten Alpenstraßen und Gebirgsbahnen. Ähnlich wie beim Fingeller Schloß ist auch hier außerhalb der Mauern über den schwindeligen Felsen eine kleine Felsbank, wie sie als „Rosengärtlein“ selbst in den schaurigsten Ritterromanen nicht besser beschrieben werden könnte.

Wenn Stein am Ritten die ganze Dürsterkeit des Eisacktales sich umgelegt hat, so ist es, als ob die Trostburg bei Waidbruck sich mit dessen ganzer Lieblichkeit geschmückt hätte. Wenigstens kam es mir so vor, als ich an einem Frühlingstage ober dem Schloß vor dem sog. Römerturm im kurzen Grafe lag und ohne alle Sorgen zum blauen Hissel hinaufpiff, wo es einige kleinere Wolken recht eilig hatten, und nun die andere Talseite hinüberschaute, wo die Häuser fast in den blühenden Obstbäumen ertranken.

Aber die Trostburg ist nicht nur interessant wegen ihrer Lage und ihrer malerisch verfallenen Vorwerke. Der Hauptteil der Burg ist noch sehr gut erhalten und wird noch vom selben Geschlecht bewohnt, das schon seit mehr als einem halben Jahrtausend auf dieser Burg haust, von den Grafen Wolkenstein. Neben einer Stube mit gotischem Getäfel aus der Zeit um 1400 ist in der Burg auch ein Rittersaal mit der vollen Renaissancepracht des beginnenden 17. Jahrhunderts.

Wenn man von den Fenstern dieser Burg in die leuchtende Südtiroler Landschaft hinausträumt, dann begreift man, daß in einem solchen Schloß der rechte Heimatsort für den letzten Minnesänger Oswald von Wolkenstein sein mußte.

## III.

Daß es auch außerhalb Südtirols prächtige Burgen gebe, wußte ich schon lange und fast bildete ich mir ein, wenn ich einmal eine von diesen berühmten Burgen sehen könnte, dann würde meine Freude an den Südtiroler Burgen erblaffen. Aber bisher habe ich nichts davon bemerkt, obwohl ich seitdem ich zwei der berühmtesten deutschen Schlösser gesehen habe, die Marienburg in Preußen und das Heidelberger Schloß.

Als herrliches Denkmal katholisch-deutscher Kulturarbeit steht die Marienburg in einem Lande, das jetzt fast ganz protestantisch ist. Gegenwärtig liegt es auch an der Grenze von drei Ländern: im Westen ist der „polnische Korridor“, der mitten durch Preußen hindurch Polen mit der Ostsee verbindet; im Nordwesten beginnt das Gebiet des Freistaates Danzig und die Marienburg selber liegt noch auf preussischem Gebiet, hart am Ostufer der Rogat, auf einem kleinen Felskopf.

Im Jahre 1276 wurde die Marienburg als Schloß des deutschen Ritterordens gegründet, als fester Stützpunkt für die Germanisierung und Christianisierung der Wenden. Im Verlaufe der Zeit wurde aus der ursprünglichen Burg eine ganz gewaltige Befestigungsanlage mit vielfachen Ringmauern und Tortürmen, mit Gräben und Zugbrücken und all den hundert kriegerischen Einzelheiten, wie sie auch bei unseren Burgen vorkommen. Dabei war aber das Schloß eigentlich ein Kloster und im Hochschloß sieht man jetzt noch die Zellen der Ritter und ihre gemeinsamen Säle. Auch eine prächtige Marienkirche ist ins Schloß eingebaut. An der Außenseite des Chores befindet sich jetzt noch in der hohen gotischen Fenster niche das riesige Madonnenhalbrelief, das den Namen der Burg rechtfertigt. Im Innern ist diese urkatholische Kirche aber jetzt ein protestantisches Gotteshaus. Als die ganze Burg renoviert wurde — ich glaube, es war im Jahre 1912 —, da versprach man zwar, daß die Kirche katholisch bleiben sollte, aber schließlich kam zur Einweihung der deutsche Kaiser und weihte in seiner Eigenschaft als Kirchenoberhaupt die Kirche protestantisch ein.

Wie man hörte, wollte der Staat das alte Deutschordenschloß wieder dem Orden zurückgeben, aber unter der Bedingung, daß es der Orden aus eigenen Mitteln in ein Spital umwandeln und als solches führen. Unter solchen Bedingungen konnte der jetzt verarmte Deutsche Orden sein Stammschloß natürlich nicht übernehmen.

Die Gegend, in der die Burg liegt, stimmt ganz zu der Wehmut, die einen überkommt, wenn man die Geschichte der Marienburg überdenkt. Von den

Fenstern der ehemaligen Hoch- und Deutschmeisterwohnung sieht man hinab zu den trüben Wassern der Rogat, die an der äußersten Ringmauer vorbeischießen; und am andern Ufer und gegen Süden ist nichts als ein trostlos ebenes Land, manchmal ein kleiner Anlauf zu einem Hügel, der aber schon in seinen Anfängen stecken bleibt, manchmal ein kümmerlicher Föhrenwald, der trotz seiner Anspruchslosigkeit in dem trockenen Sand kaum weiterkommt.

Vielleicht war nur mir so traurig zumute, weil ich mir Burgen und Berge so schwer auseinander zu denken vermag . . .

Heidelberg und sein Schloß. Der erste Eindruck, den ich von den beiden erhielt, war entschieden trostlos. Ich war von Marienburg aus die ganze Nacht gefahren ohne Stopp, daher auch fast ohne Schlaf. Dann war ich den ganzen Tag in Berlin herumgewandert, hatte mir etliche Museen und Ausstellungen und den zoologischen Garten angeschaut und am Abend ging's wieder weiter nach Heidelberg. Ich hatte mir zwar zur Baricht in Berlin eine Platzkarte gekauft, konnte aber trotzdem nicht recht ausrasten, da ich meine langen Beine nicht ausstrecken konnte. Der Freund, der mich am Morgen am Heidelberger Bahnhof erwarten sollte, war nicht dort, dafür begrüßte mich am Bahnhof ein feiner Sprühregen. Schließlich ärgerte mich auch noch der altväterische Bahnhof, der noch um ein gutes Stück schlechter war als der alte Innsbrucker Bahnhof. So also sah die Heidelberger Romantik in Wirklichkeit aus!

Ein wenig söhnte mich das Heidelberger Postamt aus, das für mich einen Brief von daheim hatte, und mit der Zeit fand ich auch meinen Freund, der höchst erstaunt tat und auf dem Bahnhof gewesen sein wollte.

Als wir dann am Nachmittag zum Schloß hinaufgingen, da spürte ich doch etwas von der Romantik, die über Schloß und Stadt ausgegossen war, und nicht einmal der Regen konnte meiner Stimmung viel anhaben. Das große Faß enttäuschte mich einigermaßen; denn nach meiner Schätzung hatte ich z. B. in der Deutschordenskellerei in Lana mindestens ebenso große Fässer schon gesehen. Aber die Weinbegriffe (und was damit zusammenhängt) in Südtirol und in der Rhein- und Neckargegend sind eben überhaupt grundverschieden; so viele „saure“ Erfahrungen hatte ich in Deutschland schon gemacht. Dafür gefiel mir der Innenhof der Burg umso besser. Unwillkürlich erinnerte ich mich an den Burghof von Kunkelstein trotz der ganz gewaltigen geschichtlichen und stilistischen Verschiedenheiten zwischen den beiden Schlössern. Aber aus den bewegten Renaissanceformen des Heidelberger Schlosses spürte ich einen ähnlichen Geist von Romantik heraus wie aus dem waldreich winkligen Innenhof von Kunkelstein. Etwas ähnliches wie die Fenster niche in Kunkelstein, die knapp über der hohen Felswand das ganze Bognet Paradies in den Burghof

hereinbigen läßt, konnte ich im Schloß von Heidelberg freilich nicht flüchten. Dafür sollte wohl der Blick entschädigen, den man vom Park aus genießen kann hinab auf die alte Neckarstadt und dann hinüber bis zum Rhein; ich konnte beim Heidelberger Regenwetter allerdings von der Rheingegend beim besten Willen nichts sehen. Als wir dann vor dem Scheffel-Denkmal im Schloßpark in einen richtigen Platzregen gerieten, da stieg mir eine leise Sehnsucht auf nach sonnigen Südtiroler Burgen.

Bevor ich an einem der nächsten Tage Heidelberg wieder verließ, war mir doch noch ein unvergeßliches Bild vergönnt. Dazu war aber notwendig, daß ich den ersten Zug veräumte; bis der nächste fuhr, konnte ich einen Morgen Spaziergang am Neckarufer machen und noch ein letztes Mal zum Schloß hinaufschauen; eben stieg die Sonne hinter dem Waldhang herauf, an dem das Schloß liegt. Das Schloß war noch halb im Schatten, halb streifte schon die Sonne über seine Türme und Mauern, im Neckar herunten hüpfen lustig die ersten Lichterfunken, über Stadt und Höhen klarer Morgenhimmel — das war mein Abschiedsbild von Heidelberg.

Einmal aber wäre mir doch bald vorgekommen, als hätte ich eine Burg gefunden, die alle Südtiroler Schlösser weit hinter sich ließ; zwar in keiner Weise mit Rücksicht auf ihre bauliche Anlage, wohl aber wegen der landschaftlichen Umgebung. Das war das Kastell von Mola an der Ostküste von Sizilien, ungefähr in der Mitte zwischen Syrakus und Messina.

Von Taormina, das als der schönste Punkt von Sizilien gilt und auf einem steilen Berghang ober dem Meere liegt, führt ein steiler und heißer Weeg hinauf zum Felsenstädtchen Mola. Das letzte Stück des einzigen Zuganges bilden in den Felsen gehauene Stufen, sodas in den Straßen dieser Stadt noch nie irgendein Rad Eingang finden konnte. Die Stadt selber ist ganz in den Felsen hineingebaut und das einzige Zeichen, an dem man merkt, daß man nicht noch im Altertum steckt, ist die Telegraphenleitung, die aber auch schon im äußersten Punkte verschwindet und so das patriarchalische Stadtbild kaum berührt. Unmittelbar hinter dem kleinen Stadtplatz steigt noch ein Felskopf auf, der nach Norden überhängt — die Stadt liegt auf der Südseite — und auf diesem Felsen sind die Ruinen des mittelalter-

lichen Schlosses, die sonst nicht besonders interessant sind.

Ein Wegweiser, der zu den Ruinen hinaufzeigt, hat die großsprecherische Inschrift, daß dort oben „die schönste Aussicht der Welt“ sei. Wenn es außer Italien keine Welt gibt, dann mag es vielleicht richtig sein und die Aussicht ist wirklich überwältigend. Zwar dürfte das Blickfeld vom Benediger oder Glockner aus größer sein als vom Kastell von Mola, aber eine solche Abwechslung bietet es nicht. Tief drinnen blüht das weite Meer herauf, das draußen im Südosten unmerklich in den Himmel überfließt. Im Osten drüben sieht man in grauem Dunst die Berge von Calabrien und dessen felsige Küste. Nach Süden streckt sich die sizilianische Küste hin bis Syrakus hinab und an dieser Küste hebt sich knapp vor den Augen eine Linie aus dem Meer, die gleichzeitig ansteigt bis zur Höhe von 3200 Metern, bis zum rauchenden Gletschergipfel des Aetna. Und zwischen Meer und Bergesgipfel alle Abstufungen des Pflanzenwuchses: drunten Oliven und Weinberge und die Orangenwälder, oben ewiger Schnee. Dann noch der Hang von Mola zum Meer hinab; heroben das kleine Städtchen auf unwirtlichem Felsen, weiter unten Taormina, aus dessen Gärten all die blumige Farbenpracht des Südens heraufgütet, die Ruinen des römischen Theaters von Taormina und darunter hinab die Felsabstürze zum Meer, an dessen Strand immer wieder tragige Klippen sich aufbäumen.

Ja, in solcher Gegend und unter dieser Feuerjonne, da könnte man für ein paar Augenblicke Schlösser und Burgen der Heimat vergessen.

Aber nur für ein paar Augenblicke; denn wenn der Zauber einer Landschaft ins Riefenhafte wächst, wird man schier davon erdrückt und ich sehnte mich fast wieder nach der heimeligen Traulichkeit, die aus der Landschaft um die Südtiroler Burgen spricht, wenn auch dort nichts von altgriechischer und römischer Kultur zu finden ist wie hier an der sizilianischen Ostküste, sondern nur das Walten deutschen Rittergeistes.

Selbst die Vorstellung, daß ich in einer Wode wieder in einem Innsbrucker Hörjaal an trockenen philosophischen Thesen kauen sollte, hatte gar nicht soviel Drückendes an sich; denn da konnte ich mich ja wieder daheim am stillen Zauber der Tiroler Burgen und Schlösser freuen. Laurin.

## Lustiges und Leidiges aus dem hintersten Defereggien.

Von B. Unterkircher.

Lack Peter geheißen hat er Peter Obkircher, war aber in der Fraktion „Lacke“ beheimatet — hätte eigentlich Fer-Peter heißen sollen; denn wo ein Fexen (Tragen) anzubringen war, war er zu haben. Von Kindsbeinen an schwachfüßig und schwachsinmig, konnte er zu einer eigentlichen Berufsarbeit nie gebracht werden; später gefellte sich noch Arbeitscheu dazu. Peter war aber infolge seiner

trefflichen Witze überall — auch außer Tal — gern gesehen, gehört und verköstigt, begehrt und gefürchtet. Seine losen, aber treffenden Reime bei Hochzeit und anderen Gelegenheiten hört man heutzutage noch dann und wann, obgleich Peter vor mehr als 70 Jahren starb. War das Vorleben der Brautleute nicht ganz tadelfrei, dann konnten sie sich auf ein eindringliches Kapitel gefaßt machen



und alles, was irgendwie vom Haus abkommen konnte, war solchenemalen beim „Truheführen“, um die Reime anzuhören. Vom Reimergeld, das er sich in Deferegggen und Matrei bei Hochzeiten verdiente, lebte er einen großen Teil des Jahres.

Auf seinen Wanderungen kam Peter einstens bei einem bescheidenen Bauernhause vorbei und sah durch's Fenster (im Gaden) Schlüpfkrapsen - Nationalspeise der Osttiroler - auf der Krapsenschüssel (großer Blechteller) ausgebreitet (angereicht); er ging ins Haus und hat die Bäuerin, welche in der Küche neben dem offenen Herde stand, um eine Pfanne zum Krapsenwärmen (rösten). Die Bäuerin gab ihm die Pfanne und er stellte sie übers Feuer. Auf den Einwand, er müsse Schmalz hineingeben, sonst verbrenne die Pfanne, erwiderte er, sie solle ihm halt welches geben. Als nun das Schmalz brodelte, sagte die Bäuerin, er solle nun die Krapsen hineinlegen. Peter darauf: „Sei so gut, gib mir diesel in Gaden auf der Krapsenschüssel.“ Und mit lachendem Gesicht wurde auch diese Bitte gewährt. Beim Essen sagt er: „'s Maul han i woll selber.“

Ein andermal war er mit einem Kameraden auf Wanderung und beide verspürten Hunger. Peter erbat sich, ins Dorf zu gehen und ein Essen zu erbitten. Nach kurzer Zeit kam er mit einer Pfanne voll gebackenes Nus (Schmarren) daher. Eine Bäuerin hatte die Pfanne, während die Hausleute die Suppe aßen, zum Abkühlen vor die Tür gestellt. Beide ließen es sich gut schmecken; dann sagte Peter zu seinem Weggenossen, die Pfanne müsse er zurückgeben und sich auch bedanken. Gleichzeitig beschrieb er auch genau das Haus, wo Peter das Essen „erhalten“ habe. Dort waren die Leute alle vor dem Hause und suchten die Pfanne oder schimpften auf den Dieb. Ahnungslos wollte der Fremde die Pfanne zurückbringen und seinen Dank abstatten - kam aber gar nicht zu Worte; er wurde umringelt und geschlagen. Seine Verteidigung wurde gar nicht angehört, ja, weil mehr erobert waren alle über die Frechheit, daß er es gewagt habe, die Pfanne noch zu bringen. Später kam er mit Peter wieder zusammen; der kam aus dem Lachen lange nicht draus.

In der Kirche dauerte es dem Peter immer viel zu lange. Die Sänger und längere Gesänge waren ganz gegen seinen Sinn; das hat er im folgenden Reime jedermann wissen lassen:

Auer ist drobm, singt auf'n Sekund,  
Reißt 's Maul au wie a Fleischhaderhund,  
Wenn er Zände (Zähne) im Mank hiet (hätte),  
war's a schleche Figur,  
Ost frag' er die Blatkin (Notenblätter) mit samt  
der Mandur.  
Ei ja, das war a G'spaß,  
Wenn er's Otaria frag'.

Besondere Feindschaft hatte Peter mit dem Organisten, weil dieser auf die Chortür schrie, daß nur Sänger hinaufgehen dürften. Der Organist

scheint von Beruf Schneider gewesen zu sein, daher der Reim:

Der Awikal Schneider is a Spion,  
Hat si für'n König der Säng'er aus'ton.  
Unwalt und Ausschuf und olls hot er g'nemat,  
Und der größte vin (von den) Bettlern is a, der'n  
kennt.

Er mach' G'söß; auf die Tür  
Und bekimm' an Bronntwein dazüt.

In der sichern Erwartung, daß er vom Chor herabgejagt werde, verteilte er einen andern ('s Hörl) mit ihm auf's Chor zu gehen. Richtig ersah sie der junge Herr (Kooperator) und schafte sie ab bei Begleitung bis zur Tür; 's Hörl konnte nicht so schnell nach Befehl, gehen und drückte sich in der dunklen Chorstiege in eine Nische und blieb zurück. Der Kooperator hat's nicht bemerkt. Natürlich war das in der Kirche allgemein belustigend, als der Kooperator mit dem Lack Peter daherkam, umsonst, als Peter laut sagte: „Sou, hiez bin i woll wieder do.“ Peter reimt hernach:

Inser der junge Herr hot woll a ko redte Hof-  
weise (Bildung).

Hat mi und's Hörl vin (vom) Chore ober afin  
(auf dem) Reise.

Aber ös hat soviel stark geliebt,  
Aß 's ganze Hörl ist hintubliebt,  
I han's lei mit Geduld gliel'n (gestlten),  
Bis i bin komm zin Auschtlet'n.

Als die Kirche ausgemalen wurde, hat Peter Handlangerdienste geleistet und ist vom Gerüst heruntergefallen. Der alte Herr (Pfarrer) hat zugesessen und später zu Peter gesagt, er habe ihn während des Folkens die Absolution erteilt. Peter drauf: „I han's g'spürt, ös hat gor a sou g'stabb (gestaubt).“

Den Pfarrer bettete Peter einmal an um drei Stiefel. Auf die Frage, was er denn mit drei Stiefeln anfangs, sagte er: „A Deferegger laßt immer handeln; i laß a aen handeln.“

Am Allerheiligen ging Peter Ladilin somm (Allerheiligenbrut sammeln) und nachdem er abgefertigt war, bat er überall noch um eine Gabe für seine kranke Schwester. Auf die Frage, was ihr fehle, sagte er: „Sie ist lei Bubenlappit.“

In der Kirche war Peter alles eher, als andächtig; ja, auch andere Kirchenbesucher störte er absichtlich und unabsichtlich. In St. Leonhard war alle Samstag und Sonntag Nachmittag Rosenkranz für solche, die nicht nach St. Jakob zum Gottesdienst gehen konnten oder wollten; Peter war oft auch darunter. Bei der Litanei betete er und zwar recht laut: „Bitt fruns!“ (Bitt für uns!), während der Vorbeter keinen Teil betete. Alle mußten lachen, ja der Vorbeter kam draus und mußte oft vorzeitig Schluß machen. Das war eben Peters Absicht; vor der Kirche wurde erst recht darüber gelacht. Einmal hat den Peter deswegen ein alter, erster Mann (Bageräul Benedikt) zur Red. gestellt und gesagt,

er gehe mit einem größeren Schaden von der Kirche heraus, als hinein. Peters Antwort: „Auf i g'schwind gien schaugn, ob Viktis sein Schodn a von der Kirchin außer hat.“ Viktis war Mesner und hatte einen augenfälligen Leibschaden, natürlich war's Gelächter neu genährt.

Peters Schreibkunst war nicht weit her, aber zu zeichnen verstand er sehr gut „auf Postewillen“ (Pasquill, Schmähschrift). Damals war in Lienz (oder Bozen) der Advokat Dr. Prügl, der sehr viele Prozesse gewann und recht viel rechnete. Peter zeichnete auf großes Papier einen Prügel, darüber erbrach sich ein Mann und darunter stand: „Sch

übergeb's dem Dr. Prügel.“ Das Bild wurde dem Prozeßflüchtigen vor die Tür gehängt. Ein anderes Bild: Dr. Prügl sitzt auf einem Baumstrunk und meißelt mit allem Eifer an einer Kuh, die als Kopf ein kennbares Bauernhaus hat. Viele Gemeinde- und Familienaffären hat Peter in „Postewillen“ gebrandmarkt.

Auf dem Sterbebette fragte ihn der Pfarrer, ob er gern sterbe; Peter drauf: „Wenn's Gott's Wille ist, ja; wenn's aber nur dem Tode sei' G'schaft ist, na.“

Ein anderes Mal vom Lenzile und seinesgleichen.

## Schreiben und Kochen.

Es wäre mir nie von selber eingefallen, daß es unter jener Menschengattung, die Bücher schreibt, auch solche Leute gibt, die kochen können. Ich habe immer gemeint, die Leute, die was Bücher schreiben, sitzen mit ihrer Seele auf einem Wolkenkron und schauen in die Sonne, indes ihr armer Bruder Leib irgendwo herunter huckt und wortet, bis eine einsichtige Wirtschäfterin ihn in entsprechenden Pausen füttert. Nun kann aber der Autor des in voriger Nummer besprochenen Weihnachtsbuches richtig kochen! Und ich möchte ihm hiemit alle geroubte Ehre wieder freulich erstatten.

Die Sache hat mich aber besinnlich gemacht. Vielleicht können auch noch andere Schreiber kochen? Und vielleicht brächte man mit Hilfe dieser sonderbaren Menschen ein osttirolisches Kochbuch zusammen? Gailitz und Schottsuppe haben wir schon; — auch von Leuten, denen man die Kochkunst nicht ansieht! Brennsuppe und geschmälzte Nocken sind in Aussicht, Weihnachtsblättln schreiben wir aus Mangs Weihnachtsbuch ab, so sind wir schon auf Nummer 5.

Das Kochbuch wird aber zwei Haken haben: Erstens werden uns die richtigen Bäuerinnen halt schon ihre Künste nicht anvertrauen. Zweitens wer-

den von denen, die es etwa täten, etliche meinen, da müßte man ein bißchen mehr dazumachen, als in Wirklichkeit dran sei, die Knödel z. B., so wie sie im Kochbuch stehen. Wir wollen aber durchaus nicht lackierte Kochrezepte erlangen, sondern die Bereitungsweise der ganz alltäglichen Werktagskost, von der unsere Mädeln so frisch und unsere Bubn so stark werden. Was der Festtag an Besserm bringt, gehört dazu, aber als regelbestätigende Ausnahme. Was sich im Laufe der erzählbaren Zeit gewandelt hat, zum Guten und Uebten, gehört auch dazu, der Lehr halber.

Also wie kocht man Pfarfelen, Lötterlen, Apostelbrochen, Schukundl, Zeslersuppe, Pluttock? Wie backt man Gruttschbrod und Pfanneweiche? Was gibt man im Sommer zu den Knödeln und was im Winter? Und so weiter.

Daß von Mangs prächtigem Weihnachtsbuch schon im Jänner 800 Stück verkauft waren, zeigt, daß das Buch für Tirol recht ist und daß die Leute seiner fähig sind; daß nicht um 800 Stück mehr verkauft waren, beweist nicht, daß die Leute kein Geld haben, sondern daß sie nicht recht treffen, was hin damit. E. N.

## Berichtigung.

Zum Beitrag in der letzten Nummer „Stellungsgesuch des Leifacher Vikars Gugger“ ist in der viertletzten Zeile „ut ietus“, das wir in Fragezeichen setzten, richtigzustellen in „ut intus“.

## B ü c h e r s c h a u .

### Tiroler Heimatblätter.

Mit diesem Hefte treten die „Tiroler Heimatblätter“ in den 6. Jahrgang ihres Bestehens als Monatschrift ein.

Die Uebernahme ihres Verlages durch die Wagner'sche Universitäts-Druckerei gibt die beste Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung der Zeitschrift. Der neue Verlag will sich vor allem die bildnerische Ausstattung und die Sorge um die weitere Verbreitung der Heimatblätter angelegen sein lassen. Ihr literarischer Charakter als der einer ganz unpolitischen, überparteiischen und in der Hauptsache volkstümlichen Zeitschrift wird auch künftighin streng gewahrt bleiben.

Wir richten an alle bisherigen Abnehmer die dringende Bitte, den „Tiroler Heimatblättern“ nicht nur selbst die Treue zu halten, sondern auch durch eifrige Werbung ihnen neue Freunde zuzuführen

und sie auf jegliche Weise zu fördern. Insbesondere sei dies den Mitgliedern des Heimatsehnervereines ans Herz gelegt.

Die Bezugsgebühr beträgt S 3.60 für das Halbjahr. Für den abgelaufenen Jahrgang liefert der Verlag Einbanddecken zum Preise von je S 1.60.

### Der Schlern.

Monatschrift für Heimat- und Volkskunde. Druck und Verlag: Verlagsanstalt Vogelweider, Bozen. Bezugspreise: Oesterreich 16 Schilling, Deutschland 10 Mark, Italien 36 Lire. Aus dem Inhalt des Februarheftes: R. v. Klebelsberg: Mr. Francis Mac Nutt †; Richard Neuberger: Kaiser Konrads 2. Alpenübergang im Frühjahr 1027; Karl Rukbaumer: Hans Rabensteiner; Ernst Loesch: „Der Rabensteiner“; Idor Hopfner: Am Schleen vorbei; Schlern-Mitteilungen; Rundschau über Literatur und heimische Kunst; Literarische Beilage.



## Buchdruckerei J. G. Mahl, Lienz, Osttirol

Telefon 50.

Schweizergasse Nr. 30.

Telefon 50.

Alle Druckarbeiten wie:

Farbendrucke / Plakate

Diplome für Ehrenbürger und Ehrenmitglieder

Einladungskarten / Vermählungskarten / Rechnungen und verschiedene Geschäftspapiere

Lohn-Kuverts / Kassabücher / Fremdenbücher

Andenken-Bilder etc.

werden schnell und geschmackvoll sofort hergestellt.

Die „Lienzer Nachrichten“

sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes.

Die „Lienzer Nachrichten“

sind das einzige Lokalblatt der Stadt Lienz und sie werden in jedem Haus gelesen.

Die „Lienzer Nachrichten“

erscheinen wöchentlich mit dem Amtsblatt des Bezirkes Lienz.